Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". **7. Jahrgang des „Protestant".**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (**Postzeitungs-Katalog Nr. 6244 a**), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 25.** Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin **20. Juni 1903** **Bremen.**

Inhalt: Der neue Mensch in Christus. Von A. Portig. — Die Zeugnisse aus der Profanliteratur über die Entstehung des Christentums. III. Von Prof. Dr. Henke. — Vom evangelisch-sozialen Kongreß in Darmstadt. Von J. Gmelin. — Zum Kulturkampf in katholischen Ländern. II. Von D. — Umschau (Römisches und Antirömisches bei den Tschechen). — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.

Der neue Mensch in Christus.

2. Cor. 5, 17. Ist jemand in Christus, so ist er ein neuer Mensch.

Das kann freilich nur die persönliche christliche Erfahrung bekennen. Und das sagte dem seine Erfahrung selbst, der dies Wort geschrieben hat, Paulus. Vorher der in den Dogmen und Gesetzesformen des Judentums gefangene unduldsame, andere verfolgende Mensch, dann der in Christus davon frei gewordene Mensch, welcher sagte: „in Christus, d. i. im christlichen Leben gilt nur der freie, fromme Herzensglaube des Kindes Gottes, der in der Liebe dieses Kindes tätig ist", das ist das Wesentliche des Christentums. Der neue Mensch ist der fromme, begeisterte, frei glaubende, sittlich frei handelnde Sohn Gottes, der nach sittlicher Vollkommenheit strebt, der andere wohl von der Wahrheit des Lebens, das er gefunden hat, zu überzeugen sucht, der aber niemanden dazu zwingen will.

Und Paulus wußte, daß er diesen neuen Menschen in ihm Jesus Christus zu danken hatte, so fühlte er sich in lebendiger Verbindung mit dem geschichtlichen Jesus. Dieser neue Mensch war noch nicht der Jude und der Heide, noch nicht Jesaias oder Plato, sondern der Geist Jesu hatte ihn geschaffen, aber der große Jünger wäre eben nicht ohne den großen Meister gewesen.

Eduard von Hartmann sagt einmal: „Die kleine jüdische Sekte, welche an die Messianität Jesu und an seine Wiederkehr beim nahen Weltende glaubte, wäre bald nach der Zerstörung Jerusalems wieder verschwunden, wenn nicht inzwischen der mit Jesus persönlich unbekannte Paulus . . . das Heidenchristentum gegründet hätte." Das mag sein, aber wer hat denn den Paulus gerufen, wer hat ihn aus einem Saulus zu einem Paulus gemacht? Das ist der mächtige, in seiner Gemeinde nachwirkende Geist Jesu, der sorgte dafür, daß jene kleine jüdische Gemeinde nicht wieder verschwand, der ergriff auch den Saulus und wandelte ihn zu seinem Werkzeuge um, wie er sich immer noch neue Werkzeuge schafft, und aus dem großen Schüler muß man auf den großen Meister schließen.

Man sagt: „Das Urchristentum hat kein Interesse gehabt an der Erhaltung des Staates, an neuen Organisationen und an der Erzeugung neuer Güter". Das war auch gar nicht die Aufgabe des ersten Christentums. Den neuen Menschen mit seinem neuen sittlichen Geiste, mit seinem freudigen Glauben und Hoffen und seinem großen weitherzigen Lieben in die alte Welt hinein zu schaffen, das war recht eigentlich die Aufgabe Jesu. Das hat er und das Urchristentum mit einer gewissen Einseitigkeit getan, daher ihre Geringschätzung der irdischen Güter, aber alle Idealisten sind einseitig, und diese Einseitigkeit ist gerade ihre Stärke, in ihrem Wahrheitskerne durchdringt diese Einseitigkeit die Welt. Wie sich dieser neue Mensch mit der realen Welt abfinden, wie er sich in ihr einrichten sollte, das zu finden und zu lernen überließ das Christentum diesem Menschen, wie auch wir es lernen müssen, unsere christliche Gesinnung beweisen und bewähren inmitten der Sorgen, Güter, Kämpfe, Freuden und Leiden der Welt.

Sind wir dieser neue christliche Mensch, sind wir es schon ganz? Wissen wir, wie wir es geworden sind? Manche wissen es sehr gut, sie haben einmal brechen müssen mit einem falschen Wege, mit großen Irrtümern, Leidenschaften, Torheiten, Sünden.

Wir haben diesen Bruch vielleicht nicht nötig gehabt, wir sind diese christlichen Menschen geworden in allmählicher Entwicklung, wir haben gestrebt, gesorgt, gekämpft, gelitten, daß wir es geworden sind.

Freilich wir können auch Stunden in unserm Leben haben, wo wir uns sagen: „so darf es mit dir nicht weiter gehen, du bist auf einem verkehrten Wege, so machst du dich und andere unglücklich, du mußt ein neuer Mensch werden, nach dieser und jener Seite hin."

Und selbst, wenn das nicht wäre, auch in unserer allmählichen christlichen Lebensentwicklung tritt das Wort des Apostels noch fragend und mahnend an uns heran: bist du der neue christliche Mensch, bist du es genug? Oder muß nicht noch manches Alte in dir vergehen, muß in dir nicht manches noch mehr neu werden, fester beständiger, kräftiger, reiner, klarer, tiefer, weitherziger, liebevoller, milder? Sicher und gewiß; nun „ich jage ihm nach, ob ich es ergreifen möchte, nachdem ich von Christus ergriffen bin".

Und so wird sicher und gewiß auch noch eine neue Menschheit kommen, aus dem christlichen Geiste herausgeboren, mit noch besserem Geiste, mit noch glücklicheren Lebensverhältnissen, aufgebaut auf noch mehr Gegenseitigkeit, Gerechtigkeit und Liebe, mit noch mehr Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit. In den Dienst dieser christlichen Ideale wollen wir uns stellen mit unserer Arbeit, mit unserm neuen christlichen Menschen.

A. Portig.

Die Zeugnisse aus der Profanliteratur über die Entstehung des Christentums.

Ein Beitrag zu den Versuchen, das Christusproblem zu lösen.

Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Henke in Bremen.

III.

Nachdem wir in unserm ersten Artikel den Standpunkt festgestellt hatten, von dem aus die Untersuchung über die Entstehung des Christentums als einer Tatsache der Geschichte erfolgen muß, haben wir im zweiten die Zeugnisse besprochen, die den im N. T. erzählten Vorgängen zeitlich noch ziemlich nahe stehen. Wir haben aus ihnen gelernt, daß man im römischen Reiche in den Jahren von etwa 50 bis etwa 120 n. Chr. allgemein, am Kaiserhofe wie in der literarischen Welt, in Gericht und Verwaltung, wie auch in der großen Masse des Volkes das den Christen und Juden gemeinsame sehr wohl kannte (odium generis humani), aber auch zwischen beiden scharf und prinzipiell unterschied, was zur Verurteilung der Christen als malefici führte, und daß man diesen Unterschied mit vollem Recht und mit voller Sicherheit auf einen eigenartigen Ursprung des Christentums zurückführte.

Wir haben nunmehr noch aus der Profanliteratur den Beweis zu führen, daß auch die im Heidentum damals mächtigen Strömungen, die dem Christentum nahe verwandt und in manchen Stücken bis zum Verwechseln ähnlich sind, ebenfalls von den genannten Mächten in Staat und Gesellschaft sehr wohl als verwandte Erscheinungen gekannt waren, daß man aber das Christentum vom Heidentum ebenso scharf wie vom Judentum schied, und daß die Zeitgenossen von einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis durchaus nichts gewußt haben.

Darin allerdings hat P. Kalthoff recht, daß das Christentum in den Rahmen der gewaltigen oppositionellen Strömung gegen die antike Religiosität, Staats- und Gesellschaftsverfassung hineingehört, daß seine Entstehung, sein schnelles Wachstum und sein endlicher Sieg aufs innigste mit dieser Erscheinung zusammenhängen. Irrtümlich und mit den historischen Quellen nicht vereinbar aber ist es, diesen Zusammenhang zu einem Abhängigkeitsverhältnis zu steigern, das Christentum nur als einen Niederschlag jener aus jüdischen und heidnischen Kreisen emporgewucherten Opposition anzusehen, durch den man sich die idealen Bestrebungen für eine neue, kommende Zeit habe sinnlich-allegorisch deuten wollen.

Wäre die Entwicklung so gewesen, wie P. Kalthoff sie sich denkt, so wäre einmal die scharfe Unterscheidung der christlich-theistischen Opposition einerseits und der jüdisch-heidnisch-theistischen anderseits und im Anschluß daran die grundverschiedene Behandlung der Anhänger beider Richtungen von vornherein undenkbar und unmöglich gewesen. Ferner aber müßte auch ein allmähliches Aufgehen der außerchristlichen Strömungen in die christliche, ein Ersatz ihrer Stifter, Apostel, Propheten, Heiligen durch die entsprechenden christlichen Personen wahrzunehmen sein, wovon auch nicht die leiseste Spur vorhanden ist. Vielmehr bleiben beide Richtungen trotz aller Ähnlichkeit und Verwandtschaft untereinander scharf getrennt bis zum endlichen Versiegen des heidnischen Stromes, erst im 4. Jahundert n. Chr. Ehe es aber P. Kalthoff nicht gelingt, einen solchen Aufsaugungsprozeß nachzuweisen und quellenmäßig zu begründen, schwebt seine Hypothese in der Luft.

Ehe wir aber in die Erörterung der Einzelheiten eintreten, müssen wir uns das Bild der drei Hauptrichtungen im Heidentum, die sich von der antiken Welt- und Lebensanschauung losgesagt hatten, vergegenwärtigen. Alle drei gehen auf den Begründer des philosophischen Denkens im strengen Sinne, Sokrates, zurück, erleben dann eine zweite, durch die platonisch-aristotelischen Forschungen hervorgerufene Blüte, und flammen zum dritten Male im römischen Kaiserreich zur Zeit der Entstehung und ersten Ausbreitung des Christentums auf. Der Mutterboden für diese dritte Blütezeit ist das erwachte Bewußtsein, daß die antike Welt sich überlebt habe und etwas neues an ihre Stelle treten müsse.

1) Der Skeptizismus. Sein Stifter ist der Sokratesschüler Eukleides, sein Hauptvertreter in nacharistotelischer Zeit Pyrrho und die neuere Akademie, in römischer Zeit Sextus Empiricus. Als sein Vertreter tritt uns im Neuen Testament Pontius Pilatus mit seinem mitleidigen Ausruf an den, nach seiner Ansicht, unwissenden, aber unschuldigen, jüdischen Schwärmer Jesus: Was ist Wahrheit! entgegen. Der Skeptizismus zweifelt daran, daß überhaupt Wahrheit zu finden sei. Da diese Richtung immer auf wenige, einzelne Denker und ihre Anhänger beschränkt geblieben ist und niemals eine einschneidende Wirkung auf das religiöse Leben jener Zeit gehabt hat, so scheidet er für unsere Betrachtung aus.

2) Der hedonische Atheismus. Sein Begründer ist der Sokratesschüler Aristippos, sein Hauptvertreter nach Aristoteles ist Epikuros. Zur Zeit der römischen Kaiser war diese Richtung die herrschende in der Klasse der Regierenden und Gebildeten, besonders der Literaten, wenn auch zuweilen z. B. bei Horaz durch die Aufnahme stoischer Grundsätze gemildert und veredelt. Seine Lehre gipfelte in den beiden Sätzen 1) daß das höchste Gut die Lust sei. Sie bestehe aus Freiheit vom Schmerz und im Genuß; als höchster Genuß galt die Erkenntnis, die man selbst durch Unlust und Schmerz erkaufen müsse; 2) daß es keine Götter gebe, oder daß sie doch, wenn sie existieren sollten, sich um Welt und Menschen nicht kümmerten, da das ihre Seligkeit stören würde. Diese Richtung lag im wildesten Kampfe mit der dritten,

3) dem kynischen Theismus, dessen Begründer der Sokratesschüler Antisthenes ist. Seine nacharistotelischen Hauptvertreter sind die Stoiker (Zenon), in römischer Zeit Männer wie Seneca, Epiktet, der Kaiser Mark Aurel und viele ernste Staatsmänner. Aber dieser stoische Kynismus, der den Theismus mit der alten Mythologie durch Umdeutung zu versöhnen trachtete, erschien den strengen Kynikern im Volke als eine verwerfliche Halbheit. Der alte Kynismus des Antisthenes blühte wieder auf, sah den allbekannten Diogenes von Sinope als Muster kynischer Lebenshaltung an, gewann große Scharen von Anhängern und führte einen erbitterten Kampf gegen den hedonischen Atheismus und seine Vertreter, wie gegen alles bestehende.

Mitten hinein in diese Kämpfe führt uns nun eine Schrift des **Lukianos**. Er ist geboren um 130 in Samosata in Syrien und lebte bis zu seinem 40. Jahre in der Heimat, in Gallien und Italien als Sachwalter und Rhetor. Dann wandte er sich in Athen der Philosophie zu und widmete sich fortan der Schriftstellerei, besuchte Rom ein zweitesmal und ist als kaiserlicher Gerichtsbeamter in Ägypten gestorben. Seine Schriften — der zweifellos echten sind etwa 50 — sind geistreiche und giftige Satiren gegen allerlei, ihm verderblich erscheinende Verkehrtheiten der Zeitgenossen. In vortrefflicher Weise hat er den Wahnwitz der Bibliomanen, die Pedanterie der Halbgebildeten, die Phrasenmacherei der Sophisten, den Geister- und Gespensterglauben u. ä. an den Pranger gestellt. Sein Standpunkt ist der des hedonischen Atheisten, des allem Sektenwesen und allem mystischen Treiben abholden Weltmannes. Selbstverständlich ist, daß seine Schriften neben den Vorzügen auch die Mängel der Satire zeigen. Darum müssen seine Nachrichten über Personen stets an der Hand zuverlässiger Gewährsmänner nachgeprüft und seine, im allgemeinen freilich treffenden und treuen Schilderungen der Zustände in der damaligen Gesellschaft und in der Literatur zuweilen auf das rechte Maß zurückgeführt werden.

In Rom hatte L. den Kyniker Theagenes kennen gelernt, der in dem vom Kaiser Trajan erbauten, prachtvollen Gymnasium täglich Vorträge über den Kynismus hielt. Nach des berühmten, nüchternen und wahrheitsliebenden Arztes Galenos Schilderung (meth. med. 13,15), der den von Kurpfuschern an dem erkrankten Philosophen verübten medizinischen Mord erzählt, war Theagenes ein Philosoph von Ruf, der auch ein seiner Lehre gemäßes, von den Banden der Gesellschaft befreites

und von keiner Last des Besitzes beschwertes Leben führte. Lukian aber schildert ihn, um in ihm den Kynismus zu treffen, als einen kynischen Schreihals schlimmster Sorte, und um ihn in den Augen der Zeitgenossen möglichst herabzusetzen, läßt er ihn Lobreden auf einen kynischen Wanderprediger Peregrinus halten. Auch dieser scheint nach den uns sonst vorliegenden Nachrichten nicht das schlechte Subjekt gewesen zu sein, das L. aus ihm macht, aber doch die Schwächen, Verkehrtheiten, das extreme Verhalten der kynischen Volkslehrer jener Tage in vollem Maße geteilt zu haben, wovon sein freiwilliger Tod besonders Zeugnis ablegt.

In seiner Schrift „Vom Tode des Peregrinus", die im Jahre 165 verfaßt ist*), läßt Lukian seinen ganzen Groll und Abscheu gegen die beiden Vertreter des Kynismus aus. In dieser Schrift erzählt L. auch, daß Peregrinus eine Zeit lang Christ gewesen sei und gibt bei dieser Gelegenheit wertvolle Aufschlüsse über die Anschauungen, die man zu seiner Zeit vom Christentum hatte. Wir werden uns deshalb mit dieser Schrift zu beschäftigen haben, müssen aber vorher den Hintergrund zeichnen, durch den ihr Gemälde von Kynismus und Christentum erst verständlich wird.

Antisthenes hatte gelehrt, daß der wahre Quell innerer Freiheit die Entsagung sei. Genüssen nachjagen ist Torheit, denn die wenigsten sind erreichbar, und die, die man erlangt, werden bald schal und erwecken Überdruß. Ihr mythologisches Ideal erblickten die Kyniker in Herakles, der „in ewigem Gefechte einst des Lebens schwere Bahn" gewandelt war. Darum hielt Antisthenes auch seine Vorträge in dem diesem Heros in Athen geweihten Gymnasium Kynosarges. Der Name ist bis jetzt nicht erklärt. Aus seinem ersten Teile entnahmen die Gegner den Spottnamen für die Kyniker (Hunde), den diese als Ehrenbezeichnung annahmen in der Art, wie im 16. Jahrhundert der niederländische Adel den Bettlernamen (Geusen, les gueux), den die Spanier ihnen höhnend beigelegt hatten. Diogenes aus Sinope hatte zuerst das kynische Ideal der Bedürfnislosigkeit auch im gemeinen Leben darzustellen versucht, um dadurch Unabhängigkeit und mit ihr die Möglichkeit zu gewinnen, ungeschminkt auch dem Mächtigen die Wahrheit sagen zu können. Er hatte zur römischen Zeit Tausende von Nachfolgern, die, nur mit einem Mantel bekleidet und mit einem Stock und einem Bettelranzen versehen, durch die glanzvollen Städte des Reiches zogen und als Volkslehrer die Heilswahrheit des Kynismus verkündigten. Dieser Kynismus ist ein lebendiger Protest gegen eine in entseelten Formen erstarrte, dem Untergang geweihte Zivilisation, ein Versuch, aus dem allgemeinen Schiffbruch die Freiheit des Individuums zu retten. Diese Männer waren davon überzeugt, daß es mit der antiken Welt zu Ende sei. Ihre Absicht war, sich und möglichst viele einzelne vom Verderben zu erretten und zu erlösen.

Stimmen Kynismus und Christentum schon in ihrem wesentlichen Ziel — die einzelne Seele aus den Banden einer sündigen, dem Untergange geweihten Welt zu befreien — überein, so treten zahllose Einzelheiten in Lehre und Leben hinzu. Auch die Kyniker gesellen sich mit Vorliebe zu den Armen und sittlich Verkommenen (Jesus „der Zöllner und SünderGeselle"), und sie motivieren das damit, daß die Kranken, nicht die Gesunden des Arztes bedürfen (Diog. Laert. 6, 6. Vgl. Mtt. 9, 12; Lk. 5, 31). Auch sie sind von rücksichtsloser Offenheit gegenüber den Vornehmen, Reichen, Gelehrten (vgl. Mtt. 6, 24; 19, 24; 20, 25 ff; 23; Lk. 13,32). Das asketische Verhalten ihrer Wanderprediger erinnert an Mtt. 10, und diese Wanderprediger überhaupt, die sich von der bürgerlichen Gesellschaft völlig lossagten (Mtt. 19, 21), auf das Familienleben verzichteten um ihres Berufes willen (Mtt. 19, 12), erscheinen als die Vorläufer der späteren Einsiedler und Mönche im Christentum. Von ihrer Unerschrockenheit selbst dem Kaiser gegenüber, die zuweilen sogar von Erfolg gekrönt war, erzählt Dio Cassius (66, 15) ein Beispiel. Titus wollte die Jüdin Berenice heiraten. Der Kyniker Diogenes hielt im Theater eine Schmährede auf das kaiserliche Liebespaar. Er bekam dafür eine Tracht Prügel. Aber sein Genosse Heras trat an seine Stelle, und die Aufregung wurde so groß, daß Titus, wiewohl sehr ungern, auf die Heirat verzichtete. Invitus invitam dimisit (Suetonius Tit. 7.)

Auch in den religiösen Überzeugungen und dem sich daraus ergebenden Verhalten ist die Übereinstimmung eine außerordentliche. Dem epikureischen Atheismus gegenüber halten die Kyniker den Gottesglauben hoch. Sie sind strenge Theisten: „Der wahre Gott ist einer und da er als solcher auch unvergleichlich ist, so kann man aus einem Bilde seiner nicht inne werden." Darum schmähen sie, nicht selten in der rohen Weise, die an manche Äußerungen christlicher Apologeten erinnert, den heidnischen Kultus (Diog. Laest. 6, 24), verspotten und verhöhnen vor allem auch die Mythologie, die Opfer, Orakel und Weissagungen im Gegensatz zu der vermittelnden Art der Stoiker und Neuplatoniker. Des Kynikers Oinomaos Schrift „über die Entlarvung der Gaukler" hat später Eusebius in der praep. evangel. reichlich benutzt. In Plutarchs Gespräch „über das Erlöschen der Orakel" ist der Spötter Didymos ein Kyniker. Anderseits betonen sie ihre Gotteskindschaft ganz in christlicher Weise. Sie nennen sich „Zeugen, Boten, Diener Gottes", die gegen die Sünde „Zeugnis ablegen" sollen und andern, die aus eigener Kraft von ihr nicht frei werden können, dazu helfen sollen (Epiktet, Gespr. III, c. 22, § 23, 56, 69, 82, 88.) Schon Antisthenes hat diese Gottesgemeinschaft gelehrt: „Alles gehört den Göttern. Die Weisen stehen mit ihnen in Freundschaft. Unter Freunden herrscht Gütergemeinschaft. Also gehört alles den Weisen." Der Kirchenvater Klemens von Alexandria hat diesen kynischen Schluß in seine „Mahnrede an die Hellenen" (S. 94) aufgenommen, aber nach 1. Kor. 3, 21—23 den Logos zwischen Gott und Mensch eingeschoben.

Natürlich fehlte es auch unter den Tausenden kynischer Wanderlehrer und Apostel nicht an solchen, die aus dem Kynismus ein Geschäft machten. Arbeitsscheue Vagabunden fanden das kynische Bettelleben sehr bequem, und die kynische Wahrheitsliebe wurde für sie zum Deckmantel ihrer Roheit und Ungeschliffenheit. Ihre Entsagung war nichts als Heuchelei. Lukian und Epiktet geben köstliche Schilderungen dieser Subjekte, die kleine Gaben mit der Miene des entsagenden Dulders zurückweisen, aber einen gefüllten Beutel unter der Hand gern annehmen, öffentlich Wasser und heimlich Wein trinken. An solchen „frommen Müßiggängern" hat es auch im Christentum von Anfang an nicht gefehlt (Thess. I, 4, 11 f.; II, 3, 10—12) und fehlt es bekanntlich auch heute nicht. Jene Schelme unter den Kynikern gaben natürlich oberflächlichen Beobachtern und verbissenen Gegnern willkommenen Anlaß, den ganzen Kynismus nach ihnen zu beurteilen und alle seine Anhänger in Bausch und Bogen zu verdammen, gerade wie heute aufgeklärt sein wollenden Philistern jeder fromme Christ als heuchlerischer Mucker gilt.

Das ist der Hintergrund, auf dem Lukian sein Gemälde vom „Ende des Peregrinus Proteus" entwirft. Beschauen wir es.

(Schluß folgt.)

*) Ich kann natürlich an dieser Stelle nicht auf die Behandlung der kritischen Fragen, die hinsichtlich dieser Schrift aufgeworfen sind, eingehen. Früher sah man sie allgemein als eine gegen das Christentum gerichtete Satire an, was völlig verkehrt ist. Sie ist gegen den Kynismus gerichtet, das Christentum spielt in ihr nur eine Nebenrolle. Das hat Bernays in seinem trefflichen Buche ein für allemal entscheidend nachgewiesen. Ebenso verkehrt ist es, wenn andere Kirchenhistoriker in der Schrift eine Parodie auf das Wirken des Apostels Paulus haben finden wollen. Von Paulus und seinen Schriften hat L. 165 wohl kaum Kenntnis gehabt, denn erst um 170—190 finden in der allmählich erstarkenden katholischen Kirche die ersten Ansätze zu einer Kanonbildung statt, die selbst für die Christen erst eine Reihe von Schriften als apostolisch-kanonische aus dem ungeheuren Wust der christlichen Literaturerzeugnisse heraushob und ihnen zu besonderm Ansehen verhalf.

Vom evangelisch-sozialen Kongreß in Darmstadt.

Der XIV. evangelisch-soziale Kongreß fand diesmal in den Tagen vom 2.—4. Juni in Darmstadt statt und hat einen Verlauf genommen, mit dem ebenso wir, die Freunde eines ausgesprochenen Fortschritts im kirchlichen und geistigen Leben unseres Volkes, als die Freunde und Leiter des Kongresses selbst wohl zufrieden sein können. Bedeutete doch Darmstadt von Hause aus eine doppelte Probe: Einmal auf die Anziehungskraft des Kongresses überhaupt noch. Schien doch diese durch das Fiasko der Braunschweiger Tagung vor zwei Jahren so sehr negiert, daß auch der umgekehrte besondere Erfolg von Dortmund im Vorjahr nicht alle Zweifel an der Lebensfähigkeit des Kongresses zu heben vermochte, da jener ungewöhnlich starke Besuch auf die besonderes günstigen lokalen Verhältnisse der durch einen beispiellosen Aufschwung ausgezeichneten Hauptstadt des westfälischen Eisen- und Steinkohlengebiets zurückgeführt werden konnte. Ein reinliches Vergleichsobjekt namentlich mit den beiden anderen süddeutschen Kongreßstädten Stuttgart und Karlsruhe bildete so erst Darmstadt. Nun, diese Probe ist glänzend ausgefallen, Darmstadt kann den Vergleich, ob auch mit Stuttgart nicht ganz, doch mit Karlsruhe sehr gut aushalten, obgleich gerade diesmal die Zeit, in der Pfingstwoche, eine wenig günstige war, insofern durch die bevorstehenden Reichstagswahlen ein wesentliches Element seiner bisherigen Besucher, namentlich die national-sozialen Politiker mit ihrem Führer Friedrich Naumann an der Spitze, ferne gehalten waren. An ihre Stelle traten andere mehr unpolitische Männer, namentlich die Professoren der drei benachbarten Hochschulen von Heidelberg, Gießen und Marburg, die dem Kongreß ein ziemlich professorenhaftes Angesicht verliehen, zugleich großenteils zu den engeren oder weiteren Freunden der „Christlichen Welt“ gehörig, deren Führer D. Rade-Marburg eine der Hauptsäulen des Kongresses — neben Wagner und Harnack — noch bildet. Natürlich steht das im Zusammenhang mit dem neuen Vorstand, Adolf Harnack, der heuer zum erstenmal an Stelle des bisherigen Präsidenten Nobbe den Kongreß leitete. Eben diese neue Präsidentschaft bildete die zweite Probe der diesmaligen Tagung: es fragte sich, ob ein Mann wie Nobbe überhaupt zu ersetzen sei und in welcher Richtung sich das neue Präsidium geltend machen werde? Auch darauf ist die Antwort befriedigend, namentlich eben für uns, ausgefallen. So ungern auch wir den alten Präsidenten Nobbe scheiden sahen, so sehr können eben wir zu dem neuen Präsidenten Harnack uns und dem Kongresse Glück wünschen. Wie zu erwarten war, liegt die Wirkung dieses Wechsels namentlich darin, daß die liberale Richtung des Kongresses noch deutlicher als zuvor zu tage tritt. Nicht als ob dieser irgendwie ein einseitiges Parteigepräge erhalten hätte: aber damit, daß solche Leute, für welche der Name Harnack wie ein rotes Tuch wirkt, sich von dem Kongreß mehr zurückgezogen, andere, für welche er unbefangene Forschung und Freiheit wie Ernst des Denkens bedeutet, um so mehr sich angezogen gefühlt haben. Und darüber kann niemand mehr zufrieden sein als wir.

Das Haupterkennungszeichen für die Bedeutung wie künftige Richtung des Kongresses mußte in dem Programm liegen. Und eben dies war so vorzüglich als möglich aufgestellt: also daß alle die drei Probleme, aus denen die evangelisch-soziale Frage sich zusammensetzt, das religiöse, das wirtschaftliche und das rechtliche, in ihrer ganzen sittlichen Schwere von erstklassigen Referenten behandelt wurden. Und zwar lag der Schwerpunkt diesmal auf Nr. 1 und 3. Nicht als ob das zweite, das wirtschaftliche Moment, zur Zeit an Gewicht für sozialgesinnte Menschen verloren hätte oder sein Referent nicht auf gleicher Höhe mit den beiden andern gestanden wäre. Kann doch die soziale Frage der Gegenwart ohne diese Seite am allerwenigsten gedacht werden und hieß doch der Referent dafür, der über „das sittliche und ethische Moment in Finanzen und Steuern“ berichtete, Adolf Wagner. Damit war Gewähr dafür gegeben, daß man jedenfalls eine gründliche umfassende Übersicht über dieses ganze Gebiet bekommen werde und schon das ist für ein derartiges Publikum, in dem wie immer die Theologen in der verschiedensten Berufsform das bedeutendste Element bildeten, immer sehr viel wert, um so mehr, je weniger leicht unser einer oft an dieses auf der entgegengesetzten Seite unseres Berufs liegende Kapitel kommt. Und dabei kam doch auch der Pfarrer erst recht auf seine Rechnung, insofern dieses Referat namentlich in seinem ersten Teile, ausgehend von dem Grundgedanken, daß die Steuern und Gebühren des modernen Staats nicht mehr wie einst der Privatliebhaberei souveräner fürstlicher Laune, sondern eben dem staatlichen Bedürfnisse und damit der allgemeinen Wohlfahrt zu Gute kommen, eben darum aber auch ein wichtiges Stück unserer altruistischen Pflichten bilden, auf nichts anderes hinauslief als eine nachdrückliche Predigt zur Treue auch im kleinen, wie sie namentlich in der gewissenhaften Erfüllung der geforderten Ehrlichkeit im Handel und Verkehr, so bei der Angabe des Alters der Kinder für Eisenbahnbillete, dann vollends bei Steuerdeklarationen u. dergl., sich bewährt. Wie viele Predigten konkretester Natur schließt eine solche ethische Behandlung dieses trockensten und wenigst anmutigen Kapitels, der Steuern und Finanzen, in sich! Nur ist Adolf Wagner den Besuchern der evangelisch-sozialen Kongresse längst kein Neuling mehr. Und ist sein allgemeiner Standpunkt in diesen Fragen längst zu bekannt, und bei diesem Publikum eingebürgert, als daß man auf grundsätzliche Diskussion rechnen konnte. Solche hat sich denn auch bei diesem Thema, am Mittwoch nachmittag verhandelt, nicht weiter hervorgewagt, so daß hier, anders als bei den beiden anderen Programmpunkten, noch übrige Zeit zur Verfügung stand. Aber wer mag auch gegen eine solche Autorität in seinem Fache in die Schranken treten, zumal unter einem solchen Zuhörerkreis, von denen es doch den meisten an dem nötigen Sachverständnis gebricht.

Um so lebhafter gestaltete sich die Debatte bei den beiden anderen Vorträgen. Deren erster, am Dienstag vormittag, vor dem zahlreichsten Publikum (vielleicht ca. 1000 Personen), von Professor Wilhelm Herrmann-Marburg vorgetragen, galt den „sittlichen Gedanken Jesu in ihrem Verhältnis zu der sittlich-sozialen Lebensbewegung der Gegenwart“ und war durchaus auf der Höhe der modernen sittlichen Frage. Denn mit dem ganzen Ernst des Ethikers, der ein Christ und doch zugleich ein moderner Mensch sein will, ward hier die ernsteste Frage, die es für einen Christen geben kann, untersucht: ob und wie weit das Evangelium Jesu unmittelbar für unsere heutige sittlich-soziale Aufgabe in Kraft bleiben kann? Und der Ernst des Referenten lag in der rücksichtslosen Offenheit, womit die Schwierigkeit dieser Frage für uns moderne Menschen klargelegt wurde: damit, daß, wie doch erst die moderne Theologie so recht deutlich gemacht hat, Jesus der unter so ganz anderen Bedingungen lebte wie wir, nicht nur von dem Wissen unserer Zeit, dem naturwissenschaftlichen, keine Ahnung hatte, sondern eben auch unsere soziale Aufgabe so nicht für ihn vorhanden war, indem weder Ehe noch Familie und Vaterland für ihn denselben Klang hatten, wie für uns. Die Ursache dafür liege wenigstens zum Teil darin, daß nicht bloß die erste Christenheit, die Apostel, sondern auch Jesus selbst viel mehr eschatologisch gestimmt war, als die populäre Gläubigkeit es ahnt: ein Stück seiner menschlichen Schranke, die, sobald sie zur allgemeinen Erkenntnis gekommen sein wird, das ganze Dogma über Christum völlig umgestalten muß. Daher hatte Rade recht, wenn er in der an den Kongreß sich anschließenden Versammlung von Freunden der „Christlichen Welt“ in Heppenheim es einfach ein „Ereignis“ nannte, daß eine solche Erkenntnis auf einem allgemeinen evangelischen Kongreß unter allseitigem Einverständnis ausgesprochen werden konnte, ein Ereignis, das zugleich den Fortschritt der Zeit deutlicher als etwas anderes charakterisiert. Denn weder in Karlsruhe noch vollends in Stuttgart hätte so etwas so widerspruchslos in die Welt hinausgehen können, widerspruchslos, indem der Standpunkt eines echten Vogelsberger Pfarrers (Freundlieb-Ulrichstein), daß alle diese vermeintlichen Schwierigkeiten des Evangeliums Jesu nur in der Idee existieren, insofern Jesus

nichts anderes habe wollen, als daß wir Ernst machen mit den alten Gottesforderungen, und so sein eigentlicher Zweck nichts anderes gewesen sei, als diejenige Erlösung, die wir auch heute noch am nötigsten brauchen: „Erlösung von der Theologie und der der Kirchenpolitik", doch ein Unikum blieb. Die weit überwiegende Versammlung acceptierte die Lösung Herrmanns als die einzig mögliche: daß es gilt, fernerhin sich nicht auf das einzelne Wort, sondern die ganze Gesinnung Jesu berufen, daß aber „die auf vielen Seiten für undurchführbar oder revolutionär gehaltenen Forderungen eines Verzichts auf Besitz und Macht als Hinweise auf Gefahren zu verstehen seien, mit denen die Kultur auf jeder Stufe das sittliche Wollen bedroht", wie aber auch als „Forderungen, die jede sittliche Gesinnung aus sich entwickeln muß". Damit bleibt für uns die Aufgabe, wie Pfarrer Christlieb-Freistedt noch schärfer präzisierte, aus dem Geiste Jesu heraus eine neue Ethik zu schaffen. Eine Aufgabe, die, wie Weinel-Bonn weiter ausführte, nicht erfüllt werden kann, ohne daß wir noch viel unruhiger über diese Fragen werden. Denn woher diese früher unbekannte Beunruhigung durch derlei Fragen? Offenbar daher, weil die alte Weise, mit den Forderungen Jesu sich abzufinden oder vielmehr diese mit dem Dogma der Rechtfertigung durch den Glauben auf die Seite zu schieben, unserer Zeit nicht mehr genügt, sondern diese im Begriff ist, eine höhere Stufe der Sittlichkeit zu ersteigen, eine Stufe, welche nicht in der Richtung des Naumannschen Kompromisses für den einzelnen zwischen Christentum und Politik, sondern viel eher in der Richtung Tolstois auf eine Organisation der Liebe liege. Nach unserem Empfinden das weitreichendste und tiefste Wort, das bei dieser Diskussion zu Tage gefördert ist, und ein Programm, dem auch unser Leben und Arbeiten gilt.

War dieses die tiefsten Fragen unserer Religion aufrührende Thema doch in erster Linie für die Theologen etwas, so konnte noch allgemeineres und zugleich unmittelbarer praktisches Interesse beanspruchen der dritte Gegenstand: „Die Reform des deutschen Strafrechts im Lichte evangelischer Sozialpolitik." Denn mag es mit der Religion der einzelne halten, wie er will, so wird von dem Rechte jeder, ob er will oder nicht, berührt. Darum für ein Volk in seiner Gesamtheit keine wichtigere Angelegenheit, als sein Recht in Übereinstimmung mit seinem innersten Empfinden zu erhalten, bezw. gestalten, und so auch für einen evangelisch-sozialen Kongreß kein fruchtbareres Thema als dieses, von der glücklichsten Wahl zeugende, das ihn hoffentlich so auch nicht zum letztenmale beschäftigt haben wird. Zumal die Reform des Strafrechts ja kein akademischer Gedanke bloß ist, sondern etwas, in absehbarer Zeit, ob auch ein Jahrzehnt noch darüber hingehen mag, zu Realisierendes, daher es höchste Zeit ist für alle diejenigen, die bei einer solchen Reform etwas zu sagen haben, mit ihren Beiträgen sich öffentlich zu melden. Um so dankenswerter — dies allein schon einen Besuch dieses Kongresses überreichlich lohnend — war es, von einem solch erstberufenen Fachmann, wie Geh. Justizrat Professor D. Dr. Wilh. Kahl-Berlin ist, über dieses weite Gebiet großartig orientierend aufgeklärt zu werden und dabei zugleich im einzelnen die nötigen Richtlinien zu bekommen, so mannigfach auch dieser und jener hier oder dort darüber hinausgehen mag. Denn wie das vielleicht schon in der Stellung des Referenten liegt, so war es durchaus der klassische Jurist, der hier zu uns sprach. Das gilt nicht bloß hinsichtlich der prinziellen Begründung des Strafrechts, hinsichtlich deren sich der Referent ausdrücklich als Anhänger der alten historischen Schule bekannte, welche als die zwei Grundsäulen des Strafrechts die Annahme der sittlich-rechtlichen Schuld beim Verbrecher einerseits, wie der vergeltenden Gerechtigkeit auf seiten des strafenden Staats andererseits aufrecht erhält, im Gegensatz zu der modernen Schule, welche das Verbrechen wesentlich deterministisch auffaßt und so nur auf Sicherung der Gesellschaft bei der Strafe abzielt: sondern es zeigte sich auch in dem ganzen historischen Zuge, der durch die Reform, wie sie Kahl vertritt, hindurchgeht und überall so an das gegebene, unter Vermeidung jedes stärkeren Bruchs mit dem bisherigen, anschließt. Damit sind doch eine Reihe sehr wertvoller Reformen, die sich als wesentliche Verbesserungen des bisherigen Strafrechts darstellen würden, nicht ausgeschlossen; so hinsichtlich der einzelnen Verbrechen: bei dem Majestätsbeleidigungsparagraphen Einschränkung des Prozesses auf solche Fälle, wo ein wirkliches öffentliches Interesse vorliegt (unter Zurückweisung des „abscheulichen Denunziantentums"); bei den Eidesvergehen zur Verhütung des für das religiöse Gemüt anstößigen Mißbrauchs des göttlichen Namens Einführung der Bestrafung des öffentlichen unwahren Zeugnisses vor Gericht überhaupt; bei den Religionsparagraphen (166), dessen jetzige Fassung die katholische Kirche so ungleich mehr bevorzugt, indem man entweder den mittleren Teil fallen lasse oder die Religionsgemeinschaften insgemein schütze (?); bei Beleidigungen, indem man aufhöre, diese als Bagatellesachen zu behandeln und der Ehre einen erhöhten Rechtsschutz zubillige durch Ehrenstrafen für den Verleumder fremder Ehre, wofür das Duell durchaus verworfen wird. Konnte schon diesen Reformgedanken wie vollends denjenigen hinsichtlich des Strafensystems, wo im allgemeinen eine viel weiter gehende Umänderung erstrebt wurde (Ersatz der kurzzeitigen Freiheitsstrafen durch Arbeitsleistung, weitere Ausbildung der Geldstrafen, Hinausrückung des Strafmündigkeitsalters für Jugendliche auf das 14. Lebensjahr, Ausdehnung der bedingten Verurteilung beziehungsweise Begnadigung u. a.), in weitem Umfang zugestimmt werden, so zeigte doch die nachfolgende außerordentlich lebhafte Diskussion, die leider unter dem Sieben-Minutenzwang stattfand, daß doch die Reformwünsche des Kongresses in manchen Punkten ziemlich weiter gingen. So ließ Rade, der schon hinter die Unverträglichkeit der modernen Rechtsschule mit dem christlichen Standpunkt sein Fragezeichen setzte, den mit lebhafter Sympathie aufgenommenen Antrag auf möglichst alsbaldige Abschaffung des § 166 nur wegen der behaupteten sonstigen Gefährdung der ganzen Reform überhaupt fallen. Professor Gregory-Leipzig fand es unvereinbar, zwar die Prügelstrafe abgeschafft zu lassen, aber die Todesstrafe beizubehalten. Förster-Frankfurt verbreitete sich unter starkem Beifall über die, der Rede von der „Klassenjustiz" doch sehr Nahrung gebende Vorbildung unseres heutigen Juristentums (Privilegierung des Korpsstudententums, Rerserve-Offizierstum u. dgl.), das mit der behaupteten Unabhängigkeit unseres Richtertums doch eigentümlich kontrastiere. Dr. Petsch-Würzburg forderte, daß von der „Majestätsbeleidigung" ausgeschlossen werden die Fälle, wo die Majestät selbst in bestimmter Weise einzelne Individuen oder Bevölkerungsschichten provozierend angreife und nur darauf eine natürliche Antwort bekomme. Ich selbst erlaubte mir — als den vielleicht am weitesten gehenden Einwand — auch diese Kahlsche Reform, bei aller weitgehenden Zustimmung. weder evangelisch noch deutsch genug zu finden, indem unser heutiges Recht es ebenso an der Gerechtigkeit (= Freiheit und Gleichheit, in Übereinstimmung mit Dr. Petsch), wie an der Liebe (Wahrung berechtigter Interessen nur bei eigenem geschäftlichen Interesse oder verwandtschaftlichem Zusammenhang, dagegen ein Eintreten für den Unterdrückten aus selbstlosem Mitgefühl vom Richter nicht erlaubt) und vollends an der Wahrheit fehlen lasse, letzteres = Übereinstimmung mit unserm inneren Empfinden, indem unser heutiges Recht ja sogar den gesunden Gebrauch der deutschen Sprache zu Gunsten der römischen vergewaltigt (Verbot des Substantivums, so Mörder, Lügner, Ehebrecher, zu Gunsten des Zeitworts, wodurch der sittliche Stachel verloren geht). Aber bezeichnenderweise wurde das von dem Juristen nicht verstanden und nähere Ausführung verlangt, die doch eben durch die Sieben-Minuten-Klausel zur Unmöglichkeit gemacht war. So zeigte eben diese Diskussion, wie vieles hier noch ungeklärt ist und eine weitere Aussprache auf künftigen Kongressen verlangt, wie es aber auch nicht leicht was Belebenderes und allgemeineres Interesse Weckendes geben kann, als eben diese weitsichtige Rechtsmaterie.

Man darf zu dem neuen Vorstand Harnack, dessen eigene Beiträge überall zu dem besten gehörten, was auf dem Kongreß zu holen war, und dessen Gelehrsamkeit sich durchaus nur gab als die Fähigkeit, an jedem Orte eine wertvolle Gabe innerlich befruchtender Anregung darzureichen, zumal aber die sozial brüderliche Gesinnung, die er in seiner einleitenden Ansprache

als Erstes forderte, einen jeden auch empfinden zu lassen, das Zutrauen haben, daß er es nach dieser Probe verstehen wird, auch künftig den Kongreß auf der vollen Höhe zu erhalten damit, daß er ihm seinen vollen Anteil an den wichtigsten und tiefsten Aufgaben der Gegenwart schon programmäßig sichert und dafür sorgt, daß dieses Programm immer in gleich freimütiger, unparteiischer Weise diskutiert werden kann wie in Darmstadt. Denn nicht die Gunst der Oberen, die diesem Kongreß reichlich lächelte, sondern die Achtung der Freien ist es, die ihm seine Bedeutung auch für die Zukunft und seinen ehrlichen geschichtlichen Beruf auch gegenüber so viel weiteren sozialen Veranstaltungen sichern wird.

J. Gmelin.

Zum Kulturkampf in katholischen Ländern.

II.

Einen Kulturkampf kleineren Formats schildert der katholische Dichter Joseph Joachim in seinem Buche „Die Brüder". (Basel bei Benno Schwabe.) Er nennt das Buch nicht Roman, sondern „Volksgeschichte", um anzudeuten, daß der wesentliche Inhalt seiner spannenden Erzählung nicht erfunden, sondern erlebt ist. Nicht so radikal wie Zola, ist doch auch Joachim der Ansicht, daß sich der Staat, um seine Aufgabe erfüllen zu können, von der Kirche emanzipieren müsse, und den Beweis dafür zu erbringen, ist die Absicht des auch durch andere „Volksgeschichten" rühmlich bekannten, vielfach an Bitzius erinnernden Dichters.

Kirche und Staat geraten bei Joachim in ihren Vertretern in einem großen Dorfe, dem Ortspfarrer und dem zugleich eine Wirtschaft betreibenden Ammann Peter aneinander. Nach dem Tode des alten Pfarrers in Mattingen schwankte die Wahl zwischen einem weitherzigen, milden Kandidaten und einem engherzigen von modern-ultramontaner Richtung. Der Ammann Bauernwirt macht seinen Einfluß für jenen geltend; aber gewählt wird der Pfarrer von Z., weil sich auch der Ammann in Z. redlich bemüht hat, seinem bisherigen Seelenhirten zur besseren Stelle zu verhelfen, und zwar — um ihn los zu werden, „damit endlich wieder der Friede einkehre in die Gemeinde" (83). Nach Mattingen, meinte man in Z., passe der intolerante Pfarrer besser, „und schlimmstenfalles werde ihn der kluge, hochangesehene und energische Ammann in Schranken zu halten wissen". So hatte man gerechnet und — sich verrechnet. Der neue Pfarrer stellte sich vom ersten Tage an unfreundlich gegen den alten Ammann, weil er, nach glaubwürdigem Bericht von Zeitungen, seine Wahl zu verhüten gesucht hatte.

Äußerlich blieb das Verhältnis zwischen beiden gleichwohl ein leidliches, so lange des Ammans vortreffliche, immer zum Frieden mahnende Frau lebte. Aber gleich nach deren Tode kam es zum Konflikt, und des Pfarrers Schwester, das bucklige „Pfarrfräuli", in ihrem Wesen das gerade Gegenteil der frommen Bauernwirtin, wußte ihn bei jedem Anlaß zu schüren. Der Ammann war durchaus kein unfrommer Mann. Er duldete nicht, daß in seinem Hause über die Kirche und ihre Diener gespottet werde; er beteiligte sich selbst regelmäßig am sonntäglichen Gottesdienst mit seiner ganzen Familie. Aber das schützte ihn nicht vor dem Verdacht, daß er — Freimaurer und als solcher ein heimlicher Gegner der Kirche sei. Beschränkte sich der Pfarrer zunächst darauf, dem Ammann, obschon dieser eben zur Würde eines Regierungsrates emporzusteigen im Begriff steht, bei jeder Gelegenheit seine Mißachtung zu erkennen zu geben, seinen höflichen Besuch nicht erwidernd u. dgl. m., so kam es doch bald auch zu ernsten Auftritten. Das „Pfarrfräuli" hat erfahren, daß des Ammanns Tochter gesagt hat, „sie würde sich nichts draus machen, einen Protestanten zu heiraten, wenn er brav und von gutem Auskommen wäre", und des Ammanns Sohn Dolf bewirbt sich tatsächlich um eine Waise, „die einen protestantischen Vater gehabt hat". Und nach dem Tode seiner Frau hat der reiche Mann keine „Jahrzeit" gestiftet, sondern nur ein paar Seelenmessen lesen lassen. „Eine größere Geldsumme gab er in den Schulfonds, damit daraus den ärmsten Kindern Schuhe und Strümpfe angeschafft würden." Warum? „Doch nur um von sich reden zu machen und weil er die Bätzlein dem neuen Pfarrherrn nicht gönnte". (221.) Nun predigt dieser Sonntag für Sonntag wider die zunehmende Glaubenslosigkeit und die Verachtung aller frommen Sitten und Gebräuche (!), mit so deutlicher Hinweisung auf den Ammann, daß alle auf den kopfschüttelnd hinsehen. Hatte nun auch der hochangesehene Mann alle Gebildeten der Gemeinde auf seiner Seite, so erwuchs ihm doch eine bedeutende Gegnerschaft, als er — und gar mit Hilfe eines protestantischen Bankiers — in der Nähe des Ortes eine Papierfabrik gründete und sich um eine Mattingen berührende Zweigbahn bemühte. Denn dadurch würden die Feldarbeiten teurer, und der Pfarrer, auch sonst gegen alle Neuerungen donnernd, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. „Die Eisenbahn dient nur dem Luxus und der Liederlichkeit"; das hat unser Pfarrer gesagt. Als er eines Sonntags den Bauern erlaubte, ihr Heu einzuernten, da machte nur der Ammann davon keinen Gebrauch. Offenbar „aus Trotz". Oder ist er frömmer, als der Pfarrer? Nein, denn an einem andern Feiertag hat er, wegen des unsicheren Wetters, seinen Roggen eingefahren, ohne nach dem Pfarrer zu fragen. Das machte nun diesen fast krank vor Zorn, und es war ihm eine Erleichterung, dem verhaßten Manne bald wieder einmal wehe tun zu können. Anstatt diesem nach dem Tode der einzigen Tochter sein Beileid zu bezeugen, wies er in der Leichenrede nur hin „auf die geheimnisvollen Wege der göttlichen Vorsehung, die solche Heimsuchungen ergehen läßt, damit die Seelen zur Demut und Gottesfurcht zurückgeführt werden". Das mußte der gebeugte Vater schweigend über sich ergehen lassen. Als aber der arme Barthle, der dem Ammann als Schreiber diente, ohne „Versehung" gestorben war, und der Pfarrer diesem, als einem Unkirchlichen, das Begräbnis und selbst das übliche Trauergeläute weigerte, da sorgte der Ammann für dies aus eigener Machtvollkommenheit. „Die Glocken sind Eigentum der Gemeinde" und „ich will geläutet haben". Und so geschah es auch. Aber nun kam es zwischen der weltlichen und geistlichen Macht zur offenen Fehde. Der Pfarrer predigt am folgenden Sonntag über die „Gottesackerschändung" der Freimaurer, mit denen die Zeiten eines Nero und Diokletian wiederkehrten", und alle Zuhörer sahen auf den Ammann, der sich doch selbst ohne Überhebung das Zeugnis ausstellen darf, „daß er alle Zeit ein gläubiger und treuer Katholik gewesen ist, und also weder Wolf in der Herde, noch Antichrist, wofür ihn der Pfarrer öffentlich erklärt hat".

Freisinnige Parteifreunde bieten sich dem Ammann als Sekundanten an; „er soll den Pfaffen beim Bischof und bei der Regierung verklagen". Aber dasselbe tun die Amtsbrüder des Pfarrers für diesen. „Der Kampf, den du auszukämpfen hast, ist keineswegs ein zufälliger und lokaler, sondern ein prinzipieller und allgemeiner; es gilt, den Übergriffen (!) der weltlichen Machthaber, welche bekanntlich darauf ausgehen, die Freiheit und Autorität der Kirche und der Geistlichkeit zu untergaben und zu vernichten, energisch entgegenzutreten" (353). „Also das Schwert mutig umgürten und im Streit tapfer aushalten!" Und der Pfarrer läßt sich's gesagt sein. Der Ammann, des Haders müde, steht im Begriff, allen Würden zu entsagen und hat schon sein Abschiedsgesuch eingereicht. Da erscheint vor ihm der Lehrer der Unterschule und bittet um Hilfe gegen den Pfarrer, der den Religionsunterricht, auf Kosten der anderen Fächer, ungebührlich ausdehnt, die Kinder nötigt, jeden Morgen, auch bei größter Kälte, die Messe anzuhören, wodurch der Schule auch eine ganze Stunde verloren geht, und der ihn, als er auf bescheidenste Weise sein Bedenken dagegen äußert, vor den Schulkindern einen „Naseweis" gescholten und gedroht hat, ihm „den Laufpaß zu geben". Vom Erziehungsdepartement, dem er Beschwerde führend den Fall vorgetragen hat, ist an den Lehrer die Weisung ergangen, daß er sich strikte an den gesetzlichen Stundenplan halten und nötigenfalls die Intervention der Ortsschulkommission anrufen solle, deren Vorsitzender der Ammann ist. Ungern versteht sich dieser dazu. In der Kommission aber sind

ebensoviele Stimmen **für** wie **wider** den Pfarrer, der etliche Ratsherren überzeugt hat, daß die Kinder beim Schulmeister längst zu viel Weltliches lernen, was sie der Kirche entfremdet.

So muß der Ammann den Entscheid geben, und er tut's im Sinne der staatlichen Behörde. Der Pfarrer ist formell unterlegen. Aber nun schreitet dieser in seiner nächsten Predigt zum gehässigsten persönlichen Angriff, mit der Versicherung, „daß er den Kampf gegen die höllischen Mächte mutig aufnehmen werde, komme, was da wolle". Und noch einmal bestärken ihn darin seine zu einer Konferenz versammelten Amtsbrüder, sowie andererseits den Ammann in seinem Widerstand gegen die geistliche Überhebung, seine Gesinnungsgenossen in Amt und Würden. Aufs neue wird die Schulstube zum Kampfplatz zwischen Staat und Kirche. Und der Ausgang des Streites? Man hört hin und wieder zornige Reden wider „den Pfaffen und Jesuiten"; aber, als es zur Neuwahl kam, siegte nicht der bisherige Ammann, sondern sein Gegner, eine schlecht beleumundete Kreatur des Pfarrers, und jener, der ein Menschenalter hindurch hoch Angesehene, vom größeren Teil der Bauern verlassen, geht, als ein gebrochener Mann, zu Grunde. Dies das lehrreiche Ende des Kulturkampfes in einem **katholischen** Schweizerkanton, wie ihn Joachim als einen, der sich wirklich und genau so zugetragen hat, beschreibt. D.

Umschau.

Römisches und Antirömisches bei den Tschechen. Während die Los von Rom-Bewegung der Deutschen in Österreich, zum Teil infolge selbstzerfleischender Zwistigkeiten, in ein ruhigeres Fahrwasser geraten zu sein scheint, machen neuerdings die Tschechen auch in kirchlicher Beziehung viel von sich reden. Das Jahr 1902 brachte den Krach der klerikalen St. Wenzelskasse in Prag mit einem ungedeckten Defizit von ca. 8 Millionen Kronen. Es bedeutete dies einen Stoß ins Herz der klerikalen Machtstellung im tschechischen Böhmen. Der Leiter jener Kasse, der päpstliche Monsignore Drozd, hatte seit Jahren das Leben des verlorenen Sohnes **vor** dessen Insichschlagen geführt und alle klerikalen Unternehmungen schöpften aus diesem freigebigen Born. Nun hat die Sache ein Ende mit Schrecken gefunden.

In neuester Zeit zieht eine weitere „Affäre" in noch viel höherem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Dieselbe betitelt sich: Fürsterzbischof Kohn und Rectus.

Daß in das fürsterzbischöfliche Palais in Olmütz der Mann mit dem völlig unhistorischen Namen einzog als Nachfolger von Vertretern des höchsten reichsfürstlichen Adels, soll schon auf ein merkwürdiges qui pro quo zurückzuführen sein. Nachdem zwei Parteien sich ergebnislos gestritten hatten, tauchte Kohn plötzlich als tertius gaudens siegreich empor. In Österreich sind **sämtliche** größeren Parteien, seien es Jungtschechen, deutsche Volkspartei oder Christlichsoziale, ausgesprochen antisemitisch, weshalb der ominöse Name des nun seit zehn Jahren installierten Fürsterzbischofs schon allein eine offene Wunde am Leibe der Kirche bedeutet. Der Olmützer Hierarch hatte jedoch nicht bloß einen jüdischen Namen, sondern auch einen jüdischen Geist in seiner häßlichsten Bedeutung. So kam es, daß nach allen Berichten Kohn einen Gebrauch von seinen Einkünften machte, der nur aus pathologischem Geiz zu erklären ist. Nach der „Wartburg" verfügt Kohn über Liegenschaften im Ausmaß von 50580 Hektar im Wert von 70 Millionen Kronen, ferner, über eine Unzahl von industriell-agrarischen Unternehmungen, außerordentliche Barbeträge und dreiundzwanzig Schlösser. Dabei wird ihm vorgeworfen, daß er nach gerichtlicher Feststellung Löhne von 20 und 10 Heller (17 und 8,5 Pfennig) zahle, während er seinerzeit gegen ein Entree von 40 Heller pro Person die bischöfliche Fußwaschung vornimmt. Am 1. Mai hielt ihm der Reichsrat sein Sündenregister vor. Dasselbe trotzt von so unglaublichen Einzelheiten, daß allerdings die Beurteilung als „kalter, berechnender Geizhalz", „als Ausbeuter und Schmutzian" vollauf begründet erscheint.

Kohn scheint dabei vor allem gegen seine Geistlichen ein Gewaltregiment schlimmster Sorte inszeniert zu haben. Aus dieser Stimmung, die so in Priesterkreisen entstand, sind die Angriffe des Pater Hofer, gen. Rectus im „Pozor" zu verstehen. Monsignore Scheicher, ein namhafter klerikaler Abgeordneter des Reichsrats, sagte dort folgendes, „er habe von einem Mitbruder aus Mähren einen Brief bekommen, in dem es heißt: „Kein Hund möchte so weiter leben." (Hört! Hört! bei den Christlichsozialen.) Das zeigt, welch tiefe Herabstimmung in den Gemütern der Priester in Mähren eingetreten sein müsse... Das Schmerzlichste ist, was im eigenen Lager einem armen Opfer zugefügt wird, wenn Vorgesetzte zu Peinigern werden". Die Art und Weise, wie Kohn den Angreifer aufspürte und zu bestrafen suchte, entlockt dem Monsignore Scheicher die Worte: „Das Standrecht sollte walten. Die Abschreckungstheorie sollte Wirklichkeit werden. Iwan der Grausame feierte in der Olmützer Diözese seine Urständ." (Beifall bei den Christlichsozialen, d. h. Klerikalen.)

In der Terminologie des fürsterzbischöflichen Majordomus Dr. Sulak wird die Einkerkerung eines unschuldigen Opfers, das Dr. Kohn irrtümlicherweise hatte einkerkern lassen, (des P. Ocasek) übrigens so umschrieben: es ist ihm „bedeutet worden, daß er sich zu Unserer Lieben Frau nach Kremsier zu begeben habe". Über die Auffassung, welche der Fürsterzbischof selbst von der Lage hat, verbreitet seine folgende Äußerung Licht: „er sei sich dessen bewußt, welche Flammen um ihn lodern, aber er vertraue auf Gott, die Gerechtigkeit werde siegen". In der Tat, zur Zeit hat sich alles gegen ihn verschworen. Seine Vorgesetzten, seine Untergebenen, die Deutschen, die Tschechen, die Antisemiten, die Klerikalen, die Juden und die Liberalen.

Zeuge dessen war die Reichsratsitzung am 1. Mai und ebenso eine zweite am 5. Mai, wo wie schon hervorgehoben, gerade die Klerikalen mit am schärfsten über den Kirchenfürsten herzogen. Es ist doch ein ernstes Zeichen der Zeit, wenn Scheicher seine flammende Anklagerede mit den Worten schließt: „In Primizpredigten kann man es oft hören, die Würde des Priesters sei noch höher als die der Engel und Heiligen, denn er kann den Ewigen auf seinen Altar herabzitieren. Der arme Schlucker aber, der diese hohe Würde hat, wird eingesperrt, ohne daß ein Hahn danach kräht." Schlagender kann die Doppelstellung eines römischen Priesters nicht gekennzeichnet werden! Und die christlichsoziale „Reichspost" (Wien) weist mit Recht darauf hin, daß Angriffe wie die des „Rectus" in der kirchenfeindlichen Presse die notwendige Folge der Unterdrückung jeder offenen, freien Meinungsäußerung seien, dieser aber habe man durch Verbot eines zweiten Klerustags sich schuldig gemacht! — —

Bemerkenswert erscheint uns übrigens eine anscheinend sehr sachkundige Beurteilung der Angelegenheit, wie sie die Wiener altkath. „Kirchliche Reform" (Nr. 9 vom 30. Mai) vertritt. Diese schreibt:

Der Sturm auf den Erzbischofssitz des Dr. Theodor **Kohn**, Olmütz ist von langer Hand vorbereitet worden. Man kann nicht leugnen, daß die klerikale Adelspartei geschickt zu Werke gegangen ist, denn diese Herren haben die maßlose Wut über den Wahlzufall, der Dr. **Kohn** infolge ihrer Zwistigkeiten und Eifersüchteleien auf den reichsten Bischofssitz in Österreich brachte, geschickt verborgen, und demütig, wenn auch innerlich knirschend, haben sie dem Judenstämmling und Bürgerlichen Dr. **Kohn** die schuldigen Ehrerbietungen erwiesen. Unter heimlichen Rachegefühlen mußten einige dieser Herren die Ordnung ihrer Vermögensverhältnisse durch ihn erbitten, durch ihn, der das vermeintliche und fast verbriefte Recht des Adels auf diese Versorgnngspfründe armer Hochadliger ihnen entrissen hatte! Doch heimlich wurden die hohen Regierungskreise des Staates und der Kirche gegen Dr. **Kohn** aufgestachelt, er selbst durch falsche Berater irregeführt, seine Befehle ungeschickt oder widersinnig ausgeführt, so daß es kein Wunder nehmen kann, daß ganze Bevölkerungsschichten gegen ihn aufgewiegelt sind. Mit großer Geschicklichkeit wurde ein Preßtreiben in allen Zeitungslagern eingeleitet

und, kurz gesagt, Freund und Feind der römisch-katholischen Kirche, die Frommen und Gottlosen, Liberale und Klerikale, Deutsche und Tschechen, Priester und Laien, Semiten und Antisemiten, ja Deutschradikale und Sozialdemokraten hatten die hochadeligen Klerikalen teils bewußt, teils unbewußt für ihre Zwecke verwendet. Aus dem Sturmestoben hört man schon immer deutlicher den Wunsch nach Beseitigung des Dr. Kohn, dann die Loblieder auf die früheren adeligen Erzbischöfe, besonders auf Fürstenberg heraus, „wie unter diesem die katholische Kirche durch die stille, majestätische Ruhe in den Zeiten der heftigsten Verfassungskämpfe an Ruhm und Ansehen gewonnen hat". Mit ungewohnter Schnelligkeit gehen die Klagen gegen Dr. Kohn an den Nuntius und nach Rom, fieberhaft wird gearbeitet, Kohn zum Falle zu bringen. Rom sieht dies und lacht sich ins Fäustchen, denn erstens ist die Gelegenheit da, die etwas stark gelockerte Disziplin der tschechischen Geistlichkeit, was eine Folge der Verwendung der letzteren im politischen Kampfe gegen die Liberalen und Deutschen ist, wiederherzustellen und die immer lauter sich äußernden Reformgelüste dieser Geistlichkeit niederzuschlagen; dazu kommt ein Sündenbock wie Dr. Kohn zur Buße für sein Verhalten wie gewünscht und hat damit den Haß der gesamten niederen Geistlichkeit auf sich zu laden, um einen bürgerlichen Erzbischof für die nächste Wahl als minder genehm erscheinen zu lassen; zweitens hat man in Rom eine schöne ergiebige Einnahmequelle in dem reichen Erzstifte Olmütz gewonnen. In Rom hat man die Erfahrungen, die man mit den kargen Peterspfennigen des Fürsterzbischofs Fürstenberg machte, noch nicht vergessen, und Dr. Kohn muß, ob er will oder nicht, das Versäumte mit Zinseszinsen nachholen, sonst schwebt das Damoklesschwert der Enthebung über ihm. Priester und Volk wollen es ja einstimmig, nur der Vatikan kann ihm helfen, dafür aber muß Dr. Kohn viel Tribut an Rom zahlen und dann — wenn er später Kardinal werden will — noch mehr. Rom ist doch noch schlauer als ein Jude" — — —

Wer tschechische Städte durchwandert, kann allerorten als Wahrzeichen die Maria de Viktoria vom weißen Berge bei Prag, das Wahrzeichen der siegreichen Gegenreformation, finden. Als 1620 die Macht der protestantischen Stände gebrochen wurde, da sank das Sinnbild des nationalen Kirchenwesens, der Kelch, in den Staub, und jene Maria begann ihr blutiges Regiment, das noch heute auf dem Volke lastet. Johannes Hus wich dem Johannes Nepomuk, was dadurch möglich wurde, daß der zweite, auch rein äußerlich, die täuschende Kopie des ersteren war.

Will die Gestalt des größten Tschechen wieder lebendig werden? Am 5. Juli, am Vorabend des Hustages, soll auf dem Altstädter Ring zu Prag in diesem Jahre der Grundstein zu einem Husdenkmal gelegt werden. Eine eigentümliche Ironie des Schicksals wäre es, wenn es wirklich, wie beabsichtigt, in unmittelbare Nachbarschaft zum Standbild der Prager Maria de Viktoria käme!

Wenn wir Stimmen tschechisch-evangelischer Geistlicher, die sich neuerdings mehr hervorwagen, glauben wollen, so stände auch bei den Tschechen eine Los von Rom-Bewegung vor der Tür. Jene können in der Tat darauf hinweisen, daß eine zwar noch junge und unbedeutende, aber angeblich vielverheißende politische Partei, die „Realisten", unter Führung des Professors Masaryk den Los von Rom-Gedanken vertreten und in ihrem Blatt „Čas" (d. h. „Zeit") dafür arbeiten. Und recht haben sie jedenfalls, wenn sie hervorheben, daß Rom, so sehr es mit dem Tschechentum buhlt, es dennoch nicht ehrlich mit ihm meine. Und der Tscheche ist von viel zu starker nationaler Verve erfüllt, um auf die Dauer in nationaler Hinsicht mit sich spielen zu lassen.

Die Salzburger „Katholische Kirchenzeitung" (Nr. 36 v. 8. Mai) sagt mit Recht, daß die „Vorgänge in der Olmützer Erzdiözese riesiges Aufsehen erregten und dem heißen, vulkanischen Boden des sprachlichen Grenzgebietes und der nationalen Kämpfe" entsprungen seien. Die Tschechen sind national wunderbar diszipliniert und im hohen Maße abhängig von einer Massenparole. Wenn hier die Massenparole „Los von Rom" ertönte, sie würde einen ganz andern, durchschlagenden Erfolg haben als unter den individualistischen Deutschen.

Aber das ist's eben, woran wir zweifeln! In absehbarer Zeit werden die Tschechenführer mit den Klerikalen politische Geschäfte machen und als Gegenleistung werden sie immer wieder denen abwinken, die mit der Los von Rom-Bewegung zündeln. Einstweilen werden wir uns mit starker Rauchentwicklung begnügen müssen. Die neuesten Vorgänge zeigen ja deutlich, wie viel Zündstoff gerade unter dem Klerus angehäuft ist. Wann einmal die starke, reinigende Flamme dem Rauche entsteigt, das steht bei Gott.

Haida (Böhmen). O. Hegemann.

Kirchliche Nachrichten.

Römisches.

Eine große Katholikenversammlung war angesagt im Cirkus Busch in Berlin und gehorsam dem Wink ihres Hirten waren die Schafe alle gekommen, nicht um zu lernen und zu denken und zu urteilen, sondern um fein artig zuzuhören und den Beifall zu bezeugen an rechter Stelle. Man tritt nun auch mit Zentrumskandidaten in Berlin auf, um die Scharen der Gehorsamen zu mustern, um rechtzeitig bereit zu sein, wenn's den Kampf gilt „auf märkischem Sande". Der Kamm ist den Herren mächtig geschwollen und sind sehr üppig in der Hoffnung auf die baldige Herrschaft. Aber klassisch und wert der weiteren Verbreitung ist das Wort des Zentrumführers von Berlin, — Dr. Stephan, heißt er in den Anzeigen seiner Wahlreden, er ist ein Pfarrer und sagt offen und frei: „Durch Gebet und Belehrung können wir nicht viel machen. Wir müssen eine gewisse Macht den Anderen gegenüber bekommen. Dieselbe ist nur möglich durch die Parlamente und die Proteste, die wir darin machen." — Wenn sie an ihr Gebet nicht glauben, die katholischen Pfarrer, das ist ihre Sache, aber das können wir ihnen bezeugen, durch Belehrung kriegen sie keinen katholisch — oder läßt sich wohl einer den hellen Verstand aus dem Kopfe reißen und den römischen Glauben hinein, oder das deutsche Herz aus der Brust und ein ultramontanes an seine Stelle? Die Herren sind klug und sehen's ganz gut, sie leben und sind mächtig durch das Gesetz der Trägheit, durch die Wucht der Vergangenheit — die müssen sie noch ausnützen, neuer Erwerb ist nicht zu schaffen, die Zukunft gehört ihnen nicht.

Firma 1870 gegründet
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.
Längste Garantie. Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik:
Wilhelm Emmer,
Berlin 239, Seydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Alle 20 Tage ab Hamburg und ab Konstantinopel
Mittelmeer- und Orientfahrten
nach Lissabon, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Pyräus, Smyrna, Konstantinopel.
Man verlange Prospekt P!
Passage und Verpflegung I. Klasse bis Konstantinopel von M. 300.— an.
Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Buttermelcherstr. 11/I.

Pastor Hartwich-Walle.
Die mystische Seite des religiösen Lebens.
Preis 50 Pfg.
In jeder Buchhandlung vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

1900er Rheinwein
der Rheinhessischen Winzergenossenschaft versendet im Faß zu 70 ₰ per Liter unter Garantie der Reinheit.
Adolf Rau, Wörrstadt
(Rheinhessen.)
2 Flaschen gratis und franko.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.

Literarische Beilage

zum

Protestantenblatt, Wochenschrift für den deutschen Protestantismus. **Nr. 25.**

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. 7. Jahrgang des „Protestant“.

Philosophisches.

Geschichte der Philosophie von Dr. Karl Vorländer. I. Band: Philosophie des Altertums und des Mittelalters. II. Band: Philosophie der Neuzeit. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903, brosch. 2,50 und 3,60 ℳ, geb. 3 und 4,20 ℳ.

Von dieser neuen Geschichte der Philosophie (Bd. 105 und 106 der Philos. Bibliothek) darf ein oft mißbräuchlich angewandtes Rezensentenwort in Wahrheit gelten: sie füllt wirklich eine Lücke aus! Die großen Werke über die Geschichte der Philosophie entsprechen nicht dem Bedürfnis nach einem Handbuch, das sich schon lange fühlbar machte, nachdem Schweglers „Kleine Geschichte der Philosophie“, das bekannte Studentenbuch, veraltet war. Es fehlte an einem Werke, das in ähnlicher Weise wie Schwegler, aber dem Stand der wissenschaftlichen Forschung entsprechend, für Studierende und die weiten Kreise der Gebildeten die ganze Geschichte der Philosophie zusammenfassend darstellte.

Das geschieht nun durch vorliegendes in vorzüglicher Weise. Was uns als das besondere Verdienst dieser Geschichte erscheint, ist dies, daß sie in die Problemstellung einführt. Meisthin beschränken sich die Kompendien darauf, äußere Data zu verzeichnen und die verschiedenen Lehrsysteme zu beschreiben, wobei dann an den Philosophen so manches dunkel und unverständlich bleibt. Dagegen sucht Vorländer die Gedankengänge der Denker verstehen zu lehren und aufzuzeigen, was sie eigentlich gewollt und gemeint haben. Was eine solche Auffassung der Geschichte wert ist, sieht man z. B. an Vorländers Darstellung der platonischen Philosophie. Die herkömmliche Darstellung der Ideenlehre, die in Zellers großer Geschichte der griechischen Philosophie ihren klassischen Ausdruck gefunden, ließ es zu keinem wirklichen Verständnis des großen Denkers kommen; die Ideen sind hier recht unfaßbare und recht unnötige Dinge. Vorländer ist unseres Wissens der erste, der in der Geschichte der Philosophie die alten Bahnen des aristotelischen Vorurteils grundsätzlich verläßt und die aus den Quellen hinlänglich sicher gestellte neue und gerechte Auffassung der Ideenlehre in die Geschichte der Philosophie einführt, durch die Plato als ein Vorläufer des kritischen Idealismus erscheint. Neben Plato ist es Kant, dessen Philosophie viele Schwierigkeiten bietet, die nur durch Klarstellung der Methode, durch ein liebevolles Versenken in den Schriftsteller und geistverwandtes Anfühlen zu beheben sind, wie es durch H. Cohen angebahnt worden ist und durch Vorländer fortgesetzt wird. Trefflich werden hier die Grundbegriffe der Kantischen Philosophie, auf die es für ein richtiges Verständnis Kants ankommt, klargelegt, und so erst wird Kant als der Neubegründer der Philosophie ins rechte Licht gestellt. (Von Vorländer ist auch die für den Handgebrauch beste Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft (3,60), die durch eine Einleitung in die Kantische Philosophie und ein Register der Begriffe ausgezeichnet ist; ferner hat er auch die Kritik der Urteilskraft herausgegeben.)

Endlich heben wir noch hervor die klare Anordnung des Stoffs und die gemeinverständliche Behandlung desselben; durch beides erweist sich Vorländer als ebenso scharfen Denker, wie als geschickten Darsteller. Sehr schätzenswert ist der Überblick über die Philosophie der Gegenwart und die verschiedenen Richtungen unserer Zeit. Nicht zu vergessen ist auch, daß die für ein weiteres Studium der einzelnen Philosophen nötige hauptsächlichste Literatur genau verzeichnet ist. Auch die nötigen Nachschlageregister fehlen nicht.

Charlotte Broicher, John Ruskin und sein Werk und **Ruskin-Ausgabe.** Beide erschienen bei E. Diederichs in Leipzig.

In der geringen Wertschätzung moderner Kultur ähneln sich Tolstoi und Ruskin, ebenso darin, daß sie das höchste Ziel ihres Daseins darin sehen, die sozialen Ungleichheiten auf der Welt zu verringern. Doch während der Russe auch von ästhetischer Kultur nichts wissen will und dem Wohlhabenden häufigen Wechsel von Kleidung und Wäsche verwehren möchte, damit nicht Schneider, Schuster und Wäscherin für ihn zu arbeiten brauchen, fordert Ruskin für die „Letzten“, für die Ärmsten alles das, was ihr Leben reicher, sie selber selbstbewußter machen kann, — unverfälschte Natur und Anteil an den edelsten Kunstschöpfungen aller Zeiten. Der Russe nivelliert nach unten hin, der Engländer nach oben. Unser Standpunkt weist uns auf Ruskin mehr hin, da wir nie durch Tolstoi, wohl aber durch Ruskin zu einem lebensfrohen Optimismus gelangen können, der die Züge der unendlichen Vollkommenheit und der Sehnsucht nach ihr trägt. Charlotte Broicher hat ein Lebensbild von John Ruskin entworfen, das in zwei Bänden von orientierenden Gesichtspunkten aus seine Kindheit und Jugend, seine Ehe, seine schriftstellerische Tätigkeit, seinen Einfluß auf die Nation, seine künstlerischen und sozialen Ideale schildert. Wer tiefer eindringen will, findet eine große Anzahl von Werken im Anhange angegeben. Wer aber ein hinreichend klares Bild durch diese Biographie erhalten hat, der gehe an die Lektüre der 15 Bände, die derselbe Verlag in vornehmer und dabei billiger Ausgabe veranstaltet. Ruskin ist eine durch und durch edle Natur, selbständig im Denken, Fühlen und Wollen. Durch einen Stil von starker Suggestionskraft und von großer Schönheit unterstützt, wird er auf jeden wirken, der ästhetische Kultur liebt, die nicht an den üblichen, konventionellen Wegen erblüht ist.

Da die Titel vielfach versteckte Symbolik enthalten, so sei bemerkt, daß „die sieben Leuchter der Baukunst“ (Band I) eine kritische Bauphilosophie enthalten — Geistesleben und Architektur ineinander verwoben für das Mittelalter. „Sesam und Lilien“ weist die Wege für Vertiefung der Lebensziele und -Freuden und erkennt den Frauen die erste Stellung im Reiche der Kultur zu. „Der Kranz von Olivenzweigen“ zeigt die Wechselwirkung von Krieg und Frieden für die Entwickelung des nationalen Lebens. Die „Vorträge über Kunst“ suchen die Beziehungen der Kunst zu den übrigen Lebensformen. Das ganze Leben soll unter den Entfaltungen der Kunst stehen und „Arbeit ohne Kunst ist brutal“. Das vielangefochtene und ganz unfruchtbar gebliebene sozialpolitische Programm Ruskins ist in „Diesem Letzten“ enthalten. Statt mit dem Überfluß diesen Geringsten und Letzten zu heben, wird er zur Befriedigung persönlicher Gelüste und Eitelkeiten verwendet, die mit Kulturfortschritten nichts zu tun haben. Eine entzückende Selbstbiographie enthalten „Praeterita“ (Bd. VI, VII). Während seiner kurzen unglücklichen Ehe mit der späteren Gattin des Malers Millais schrieb Ruskin „Die Steine von Venedig“ (VIII bis X), die man eine „Psychologie der Steine“ genannt hat. Die Gotik wird als höchster Ausdruck germanischen Volkstums hoch gewertet, die Renaissance als Nachempfindung und daher unserem Wesen fremd. Dies letztere Urteil wird heute wenig geteilt. Die „Modernen Maler“ (XI bis XV) sind noch im Erscheinen begriffen. Mit dem ganzen Feuer einer selbsterlebten Gewißheit fordert Ruskin impressionistische Kunst — aber nicht nur großzügige, die uns mit dem Unendlichen verknüpfen kann, sondern auch exakte, die in ernster Arbeit aus der sorgsamen Nachbildung der Natur die Fäden herauswebt, die zum Ewigen führen. Wie der Dichterphilosoph hier den Blick des Auges für den organischen Aufbau der Welt, für Pflanzen, Berge, Wolken und Sterne entwickelt, das geht selbst über Goethes zahlreiche Bemerkungen in dieser Richtung hinaus. T.

Dr. phil. E. Dennert: Die Wahrheit über Ernst Haeckel und seine „Welträtsel“. Nach dem Urteil seiner Fachgenossen beleuchtet. Halle a. S. und Bremen. 1901. 1,50 ℳ.

Diese Kampfesschrift, welche den bekannten Naturforscher einer starren Dogmatik nicht nur, sondern auch der Unredlichkeit beschuldigt, kommt etwas post festum. Das Urteil über den Verfasser der Welträtsel ist von seinen Fachkollegen, von Philosophen und Theologen der verschiedensten Richtung bereits gesprochen. Wer aber weiß, wie schnell so etwas vergessen wird und welche werbende Kraft solchen Ideen innewohnt, die sich als materialistisch-monistische einführen, wird die Arbeit des Verfassers doch noch für recht verdienstlich halten, umsomehr als der Verfasser durch eine Reihe früherer Schriften seine Berechtigung zu dieser gründlichen Abfertigung nachgewiesen hat. Er wird nicht müde, darauf hinzuweisen, was eben der wissenschaftliche Materialismus in seinen gefeiertsten Größen geleugnet hat, daß moderne Naturforschung und christlich-religiöses Gefühl sich wohl vereinen lassen und daß gerade die großen Forscher fast immer tief religiös und bis zum Mystizismus gläubige Christen waren. Selbst für Darwin trifft das zu, wie einige Aussprüche beweisen, die der Verfasser leider nicht zitiert. Haeckel hat es fertig gebracht, seinen großen Meister der Heuchelei in diesen Dingen zu bezichtigen, wie er ja überhaupt jede Absage an seinen allein selig machenden Monismus in einer Weise rächt, die mit der von ihm geforderten Religion des „Wahren, Guten und Schönen“ herzlich wenig zu tun hat.

Der große Anatom His, dessen treffliche Büste wir hier in der Kunsthalle bewundert haben, hat Haeckel vor 30 Jahren der ersten Täuschung geziehen: sie geht unter der Etikette: „Geschichte von den drei Klischees“ und wird hier ausführlicher zählt. Obgleich Haeckel, wie noch sein neuestes Werk „Kunstformen der Natur“ bewiesen, ein trefflicher Zeichner ist, hat er immer wieder bei den Forschern Anstoß erregt, weil er „Phantasiemalerei“ trieb. Allen schematischen Bildern seiner Werke haftet etwas Subjektivwillkürliches und darum Unwissenschaftliches an. Die Folgerungen daraus sind also anfechtbar, wie das neue Werk des Erlanger Zoologen Fleischmann bis ins einzelne darlegt. Schon vor zehn Jahren hatte ihn der Würzburger Zoologe Semper wegen seiner wunderlichen Spezialtheorien angegriffen. Schon dieser wies ihm nach, was die Welträtsel vollauf bestätigt haben, daß er Goethe gar nicht verstanden habe, was auch bezüglich Kants und Spinozas gilt, die er ebenfalls gern als Kronzeugen für den Monismus anruft. Ganz unglaublich taktlos sind Haeckels Angriffe gegen Bastian, v. Baer, Dubois-Rehmond, Virchow, Wendt, denen er Verstandesschwäche und Gehirnschwund vorwirft, weil sie sich erkühnen, anderer Ansicht zu sein, als er. Das wird ihm nie vergessen werden. In einer auf Täuschung berechneten Weise wird die Bedeutung feststehender Begriffe verschoben, werden neue Worte gebildet. Wie er selber die Werke seiner Gegner flüchtig liest, so rechnet er bei seinen Lesern beständig damit, daß sein Wortgeklingel den Oberflächlichen, deren es ja genug gibt,

den Monismus suggerieren und dauernd einimpfen werde. Hoffentlich werden auch von diesen manchem die Augen durch Dennerts Werk geöffnet.

Gr.

Mannheimer, Prof. Dr. Adolf, Geschichte der Philosophie in übersichtlicher Darstellung. I. Teil. 2. umgearbeitete und erheblich vermehrte Auflage. 1903. Neuer Frankfurter Verlag. Preis 1,50 *M.*

Gewiß kann viel Oberflächlichkeit und Verworrenheit in Fragen der Weltanschauung vermieden werden, wenn das Denken durch Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie geschult ist. Daher ist die vorliegende in gemeinverständlicher Sprache gehaltene Darstellung der Geschichte der Philosophie dankbar zu begrüßen.

Auf 111 Seiten gibt sie eine Orientierung über Wesen und Aufgabe der Philosophie, eine interessante Beleuchtung der Philosophie der Inder und sodann ausführlicher die Geschichte der griechischen Philosophie.

In letzterem Abschnitt ist auf engem Raum reiches Material dargeboten. Die Bedeutung der einzelnen Gedankenkreise für die Gesamtentwicklung des Geisteslebens kommt in geistreicher Weise zur Geltung. So sieht man mit lebhaftem Interesse der Fortsetzung entgegen, welche die Aufgabe verfolgen will, „die Umwandlung der antiken Auffassung des Lebens in diejenige des Christentums zu schildern und den Zusammenhang der christlichen Dogmatik und Mystik mit den religionsphilosophischen Systemen der Antike bloßzulegen".

P. Chr. E.

Prof. Dr. Thomas Achelis, Die Ekstase. Band I: Die „Kulturprobleme der Gegenwart". Berlin W. 15, Verlag von Johannes Städe. 226 S. 2,50 *M.*, geb. 3 *M.*

Der Verfasser gibt uns in dieser Schrift keine eingehende wissenschaftliche Untersuchung über die Ekstase, sondern eine populäre Darstellung, die jedoch in jeder Weise auf die gesicherten Ergebnisse der Spezialforschung Bezug nimmt. Wir tun bei der Lektüre ganz erstaunliche Einblicke ins Seelenleben des Menschen und müssen die grundlegende Bedeutung der Ekstase d. h. der Steigerung unseres normalen Bewußtseins für unser gesamtes geistiges Leben anerkennen. Nach der Schilderung der Ursache der Ekstase, die Achelis in der angeborenen Neigung der Menschen sieht, sich durch irgendwelche Mittel über das alltägliche Niveau emporzuheben, zeigt er in einer ethnographisch-kulturgeschichtlichen Umschau, daß sie sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern gefunden hat. In einem dritten Kapitel geht er sodann zur Schilderung der einzelnen Erscheinungsweise der Ekstase über (die Ekstase; Somnambulismus, Visionen und Hallucinationen, Tanz, Hypnose), um im vierten, fünften und sechsten von ihrer Bedeutung für das soziale Leben, die Ethik und die Kunst zu sprechen. Das Resultat wird dahin zusammengefaßt, daß die Ekstase, trotz aller Verirrungen, die Menschheit zu den höchsten und edelsten Kulturgütern und Idealen geführt hat, die sie beim Fehlen dieser Steigerung des normalen Bewußtseins niemals zu erreichen imstande gewesen wäre. — Bei aller Anerkennung der Schrift möchte ich doch nicht unterlassen, dem Verfasser an einem Punkte zu widersprechen. Seite 72 heißt es: „Von der babylonisch-assyrischen, der persischen und jüdischen Religion können wir in dieser allgemeinen Übersicht füglich schweigen; denn soviel Dämonologie, Beschwörung, Zauberei und Exorcisation sich auch hier finden mag, mit allen zum Teil auf uralten Volksglauben zurückgreifenden liturgischen Vorschriften, so wenig bietet sich Material für die Betrachtung der eigentlichen Ekstase." Ich meine jedoch, gerade die Geschichte Israels bietet reichliches Material! Ich erinnere nur an die erste Stufe des „Prophetismus", an die auf kananitischen Ursprung zurückführenden Scharen ekstatischer Schwärmer, wie sie gegen Ende der Richterzeit, also in Zeiten hochgradiger nationaler Erregtheit, ähnlich wie die Geißler im Mittelalter, als „Prophetenschüler" in Israel auftauchen und ihre Aufregung noch durch rauschende Musik steigernd, das ganze Land durchtaumeln und manchen in ihren Kreis ziehen („Ist Saul auch unter den Propheten? 1. Sam. 10, 10 ff. Vergl. auch den hebr. Ausdruck für Prophet = Nabi = Ekstatiker, hitnabe = rasen!) Das hätte sich der Verfasser m. E. nicht entgehen lassen dürfen. — Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich; der Preis sehr niedrig.

Dehlingen (U.-Els.) Emil Felden.

Zur Dogmatik und Apologetik.

Paul Graue, Pfarrer an der Lutherkirche in Berlin, Kurze Glaubens- und Sittenlehre für die evangelische Gemeinde. Berlin, Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn. 1902. 154 S.

In seiner „Kurzen evangelischen Christenlehre" (1897 im gleichen Verlag erschienen) hatte sich Graue in erster Linie an die Konfirmanden gewendet, mit seiner „Kurzen Glaubens- und Sittenlehre" wendet er sich jetzt unmittelbar an die Erwachsenen. Beide Schriften haben natürlich viel miteinander gemein. Auch die neuere ist ernstern, denkenden Protestanten aufs wärmste zu empfehlen. Für den Kundigen schimmert überall die gediegene theologische Bildung des Verfassers durch, die nie bloß übernommene Gelehrsamkeit, sondern stets selbstverarbeiteter Besitz ist. Graue hat den Mut, unumwunden seine Überzeugung zu sagen, z. B. in Bezug auf die Trinitätslehre (S. 32 ff.), das Verdienst Christi (119) und das Verhältnis von Gotteswort und Heiliger Schrift (132 f.), aber auch ein gebundenes Gemüt wird nicht zu stark durch seine Offenheit verletzt werden, da ihm stets die warme Frömmigkeit, die aufs Bauen und nicht aufs Einreißen gerichtete Absicht abzufühlen ist. Er bohrt tief und wirft keine Schale weg, ohne vorher den Kern geborgen zu haben, ja, er geht in dieser meist sinnigen Verwertung gegebener Anschauungs- und Ausdrucksformen manchmal auch zu weit, z. B. wenn auch dem katholischen Wandlungsbegriff in der Abendmahlslehre (144) eine „Wandlung" ins Geistige zuteil wird. Dabei eignet Graue die für einen Systematiker, auch einen popularisierenden, hochwichtige Kunst schlagender Formulierung von Begriffen und Gegensätzen. Im großen und ganzen fühle ich mich durch die stärkste Geistesverwandtschaft mit dem Verfasser verbunden, der wohl auch meine „Rechenschaft von unserm Christentum" frei benutzt haben mag. Es tut mir sehr wohl, in ihm einem philosophisch geschulten Geiste zu begegnen, der nicht von jener ätzenden Schärfe ist, die nach meinem Gefühl auch wesentliche Lebenselemente christlicher Frömmigkeit mit wegätzt, und die ich an den oft allzu burschikosen literarischen Äußerungen mancher unsere Freunde, die auch diesem Blatte nahestehen, innig bedauere.

Dem Grundsatze gemäß: „Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen" möchte ich aber auch einige Ausstellungen an Graues trefflichem Buche machen.

Der Stil ist mir persönlich an manchen Stellen zu echauffiert; der schlichte Lehrton, der dabei doch von verhaltener Wärme zeugen kann, scheint mir für die Literaturgattung, der unser Büchlein angehört, vorzuziehen. Außerdem stoße ich mich an einigen Pleonasmen wie „innere Gesinnung" und einigen anfechtbaren Konstruktionen, z. B. an Nebensätzen, die mit einem „wo" allzu locker an den Hauptsatz angeknüpft werden, sowie an vielen Inversionen, die dem alten Kanzelstil angehören. Ob wohl der liebe Gott Wert darauf legt, daß „Er" auch manchmal großgedruckt wird? (S. 48.)

In Bezug auf die Gruppierung des Stoffes sähe ich manches lieber für sich behandelt, was nach althergebrachter Weise in den Rahmen eines der 10 Gebote eingezwängt wird, z. B. die Pflichten gegen staatliche und kirchliche Obrigkeit, die G. beim 4. Gebote behandelt. Auch sachlich hätte ich manche Einwendungen zu machen, von denen ich wenigstens einige vorbringen will. Graue gehört doch mit ganzem Herzen der Union an, und zwar einer wirklichen, innerlichen Union; von Zwingli wird aber, soviel ich mich erinnere, in dem Büchlein kaum Notiz genommen. Johanneische Stellen sollten nicht in Reih und Glied mit synoptischen für die Lehre Jesu eintreten (s. S. 25). Der Christenname bedeutet nicht „der Gesalbte", sondern Anhänger des Gesalbten (Messias). (S. 33.) Das Wort Sünde ist wohl sprachlich noch unerklärt (S. 100; vergl. Christlieb, Zeitschr. f. M. u. R., 1902, S. 354). Im Abschnitt „Der Wunderglaube" (S. 48 ff.) finde ich einige Sätze, die zu überschwenglichen Vorstellungen verleiten können. Den Gewissensbegriff möchte ich nicht auch aufs ästhetische Gebiet übertragen sehen (vergl. S. 95 den nicht bloß beiläufig angewandten Ausdruck „Schönheitsgewissen"). Darf man die Kategorie „Pflicht der Selbstliebe" (vergl. S. 81 u. 90) wirklich auf das Wort Jesu vom vornehmsten Gebot zurückführen? Gibt es wirklich einen „Zusammenstoß von Pflichten" (S. 82), oder ist meine Pflicht erst das, was gerade ich in besonderer Lage unter oder aus verschiedenen an mich herantretenden Ansprüchen als den jetzt eben von mir zu erfüllenden herauszugreifen habe? Über Jesu eigenen Menschensohn-Begriff herrscht allerdings noch Streit; das S. 92 Gesagte erscheint mir aber nicht ausreichend. Endlich verfährt mir G. zu glimpflich mit der Nottaufe (S. 140), die eben doch ein Kind des Aberglaubens ist.

Doch kritisch lautet dieser Arbeit gegenüber nicht mein letztes Wort; dieses kann vielmehr nur ein nochmaliger Ausdruck herzlichster Anerkennung, warmen Dankes, guter Wünsche und aufrichtigster Empfehlung sein.

Leipzig. P. Mehlhorn.

Ethisches.

Zehn Worte an jedermann (jung und alt, hoch und niedrig) für das tägliche Leben. Mit Nachbemerkung von Antiquus Königsberg i. P. Ostdeutsche Buchhandlung. Preis 25 ₰.

Diese zehn Worte stellen einen Versuch dar, den Dekalog in zehn Worten nach den besten Erklärungen auszudeuten, dem Textsinn logisch ungezwungen entsprechend. „Durch Befreiung und Veredlung zu Licht und Liebe" sollen die zehn Worte führen. — Manche Leute nehmen ja in unseren Tagen, ob mit Recht oder Unrecht bleibe hier unerörtert, an dem Wortlaut des Dekalogs Anstoß, und vor kurzem hörte ich einen der Hauptvertreter des Vereins für ethische Kultur in Deutschland in einem Vortrage ein scharfes Verdikt über den Dekalog fällen. Um dieser Richtung Rechnung zu tragen, mag der vorliegende „Versuch" geeignet sein; er scheint mir ein gutgemeinter und gut gelungener zu sein; bleibt aber immer ein Versuch. Die Überschrift des I. Gebotes oder wie es heißen soll „Wortes" lautet: „Ich bin J H W H", und das mag andeuten, daß wir in dem Anonymus einen jüdischen Verfasser zu suchen haben. Dies macht den „Versuch" nur noch interessanter, denn die Vertreter der religiösen Aufklärung in jüdischen Kreisen sind herzlich willkommen und mit Freuden zu begrüßen. Den zehn Worten ist eine „Nachbemerkung" beigefügt, in der, zehn Abschnitte umfassend, der Antiquus sich über die Bedeutung und den Inhalt der zehn Worte, bezugnehmend auf die Bestrebungen und Übel unserer Zeit, unter Zuhilfenahme gutgewählter Aussprüche der Geistesmänner alter und neuer Zeit verbreitet — in präziser Form und deutlicher Sprache, die leider zuweilen etwas derb wird. Das kleine Schriftchen, welches nur 25 ₰ kostet und viel Wahrheit in sich birgt, sei aufs beste empfohlen.

Dr. Schieler.

Zur Kontroverse über Christentum und Kirche.

Vorbrodt, G. Psychologie in Theologie und Kirche? Dessau und Leipzig, Anhaltische Verlagsanstalt. Preis 60 ₰.

Die Schrift ist bereits 1893 erschienen und jetzt in unveränderter Gestalt von neuem auf den Büchermarkt geworfen. Der skizzenhaften Darstellung, gegen deren Einzelheiten viele Einwände gemacht werden müßten, liegt der richtige Gedanke zu Grunde, daß nicht nur in der praktischen Theologie, sondern ebenso in den andern Einzeldisziplinen die Psychologie ganz anders wie bisher Anwendung finden müsse. Im Vorwort ist manches Richtige über die reformbedürftige Vorlesungspraxis auf den Universitäten gesagt.

Vegesack. Baars.

Steiner, Rudolf Dr. Das Christentum als mystische Tatsache. Berlin, Schwetschke. 141 S. 2,50 M.

Die angezeigte Schrift sucht die inneren Beziehungen des Wesens des Christentums zu dem antiken Mysterienwesen aufzudecken und darzustellen, wie das Christentum die Erfüllung nicht nur des Gesetzes und der Propheten, sondern auch der Mysterien geworden. „Das Kreuz auf Golgatha ist der in eine Tatsache zusammengezogene Mysterienkult des Altertums", in diesem Satze faßt sich das Ergebnis der Untersuchung zusammen, die des Interessanten viel bietet, indem sie uns in die Gedankenwelt der Mysterien einführt, die uns aber von der Wahrheit der These, daß das Christentum eine Entwicklungsstufe der Mysterienweisheit sei, nicht überzeugen kann. Die Wurzeln der Religion Jesu sind doch wo anders zu suchen als in dem Boden der antiken Mysterienweisheit. A. K.

Grabowsky. Enthaltsamkeit und die außerordentliche Bedeutung des sittlich-enthaltsamen Lebens für unser eignes Wohl wie das der Allgemeinheit. Leipzig, Max Spohr. Preis 1 M.

Der Verfasser, ein Arzt, stellt als das wahre praktisch-sittliche Ideal die vollständige geschlechtliche Enthaltsamkeit hin. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Schrift manche interessante und auch richtige Bemerkungen sind, aber sie enthalten kaum etwas Neues. — Er selbst feiert sich als Reformator der Menschheit, und zwar in einer so widerwärtig aufdringlichen Weise — nicht nur in den 8 Seiten umfassenden, scheinbar von ihm selbst geschriebenen Anpreisungen seiner Schriften, sondern fast auf jeder Seite finden sich solche Lobeserhebungen der eigenen Person, der entdeckt hat, wonach die Menschheit fünftausend Jahre vergebens gestrebt —, daß eine ganze Portion Selbstüberwindung dazu gehört, das Buch zu Ende zu lesen. Ein näheres Eingehen scheint mir Grabowsky nicht zu verdienen.

V. B.

Zur Kirchen- und Dogmengeschichte.

Die Gefangenschaftsbriefe des Johann Hus. Nach dem Originalabdruck vom Jahre 1536 zum Wittenberger Universitätsjubiläum, neuherausgegeben von Constantin von Kügelgen, Lic. theol. Verlegt bei Richard Wöpke in Leipzig 1902. XII und 30 S. 1,50 M.

Das gut ausgestattete Büchlein bietet noch mehr, als der Titel verheißt. Wir erhalten, von Lic. von Kügelgen eingeleitet und zur gegenwärtigen Los von Rom-Bewegung in Beziehung gesetzt, nicht nur einen Abdruck der vier Briefe, welche der tapfere und fromme Böhme aus dem Gefängnis zu Konstanz an seine Landsleute schrieb, wie sie einst Luther in deutscher Übersetzung herausgegeben hat, sondern auch den ergreifenden Bericht eines ungenannten Augenzeugen über den Märtyrertod des Johann Hus und eine geharnischte Verwahrungsschrift „etlicher Herren aus Böhmen und Mähren" gegen die geschehene Gewalttat. Beigegeben ist ein stimmungsvolles und erhebendes Bild, das „Hus im Inselturm zu Konstanz" nach einem alten Originalgemälde darstellt, und einige Abdrücke von Denkmünzen späterer Zeit, auf denen Hus und Luther verbunden erscheinen.

Leipzig. P. Mehlhorn.

Homiletisches.

Moderne Predigt-Bibliothek. I. Serie 1—4; II. Serie 2. Verlag von Richard Wöpke, Leipzig. 1902/03. Preis à Heft 1,20 M.; 4 Hefte 4 M.

Zu der nicht eben knapp bemessenen Predigtliteratur der Gegenwart hat sich neuerdings eine (noch im Entstehen begriffene) „Moderne Predigt-Bibliothek" gesellt. Also gleich eine ganze Bibliothek kündigt sich uns hier an, und zwar in Serien zu 4 Heften mit je 5 Predigten von demselben Verfasser. Die erste Serie wird recht vorteilhaft eröffnet durch Predigten von D. P. Mehlhorn in Leipzig. Ihre Eigenart gibt sich schon in den Überschriften zu erkennen: „Gottes Engel, Satan im Reiche Gottes, Dreifach auferstanden", daher denn auch der zusammenfassende Name für dieses Heft: Aus Höhen und Tiefen. Wie es dem geistesverwandten Straßburger Meister Holtzmann gewidmet ist, so dürfte man vielleicht auch dasselbe Urteil, welches vormals eine homiletische Autorität über dessen Heidelberger Predigten gefällt hat, darauf beziehen: Es sind religiöse Meditationen über Bibelstellen, keine Gemeindepredigten. Jedenfalls sind es beredte Zeugnisse eines äußerst offenherzigen und doch warmherzigen Liberalismus, dazu ausgezeichnet durch Klarheit und Sorgfalt der Darstellung; wirklich moderne Predigtleistungen, nicht bloß weil in der Osterpredigt Stellen aus dem „Faust" zitiert werden und das Goethehaus in Weimar Erwähnung findet, sondern weil ein hervorragend wissenschaftlicher Geist sich in ihnen mit einem hohen Glauben und einem tiefen Gemüt aufs engste verbindet. Überall begegnet uns in ihnen jene edle Schriftgelehrsamkeit und Denkgläubigkeit, die dem Verfasser einst seitens der Jenaischen Fakultät den theologischen Doktorhut verschafft hat, als dem, der würdig gewesen wäre, R. A. Lipsius' Nachfolger zu werden. Heft 2 rührt von Herrn Schulze, Pfarrer emer. in Naunhof, her und trägt die Überschrift: Für die Wahrheit. Die darunter begriffenen Predigten wollen ausdrücklich für „undogmatische" angesehen sein, sind mir aber als solche doch noch zu doktrinär erschienen. Auch ist es nicht leicht, nach einem solchen Vorredner wie Mehlhorn das Wort zu ergreifen. Besonders sticht die Schulzesche Osterpredigt ab mit ihrem ziemlich apologetischen Gepräge. Doch ist auch dieser Verfasser sonst redlich bemüht, die Wahrheit des Christentums in Einklang zu bringen mit dem modernen Fühlen und Denken. „Fünf Brote zur Seelenspeise", wie der Verfasser, Pfarrer E. Ludwig zu Thieschitz b. Gera, im Vorwort empfehlenderweise vorausschicken kann: „an denen manche Hörer Geschmack gefunden haben", bilden den Inhalt des 3. Heftes. Es ist gesunde, einfache Kost, die uns der Verfasser vorsetzt. Das 4. Heft, welches meinen schriftstellerisch so bewährten Studiengenossen K. König zum Urheber hat, stand mir nicht zur Verfügung. Aus der zweiten Serie lag mir Heft 2 vor: „Aufklärung und Verklärung", von Lic. C. von Kügelgen in Leipzig. Der den Kreisen der „Christlichen Welt" zugehörige Verfasser will uns im Gegensatz zur traditionellen, wie auch zur spekulativen Gottesgelehrtheit „metaphysikfreie" Predigten bieten, ein Versuch, welchen er selbst als berechtigte Weiterbildung der Religion bezeichnet. Höchst beachtenswert ist es, mit welcher Entschiedenheit er diesen Versuch durchführt; wie er z. B. in zwei einschlägigen Predigten Taufe und Abendmahl ihrer metaphysischen Hülle entkleidet, um uns dadurch beide Sakramente menschlich näher zu rücken. Nennt er auf S. 14 Albrecht Ritschl den größten Theologen des vorigen Jahrhunderts, so scheint ihm unter den Reformatoren Zwingli besonders nahe zu stehen. So haben denn auch die Kügelgenschen Predigten eine deutliche Richtung aufs Verständige und Verständliche. Statt aber nüchtern zu werden, sind sie vielmehr geistvoll und gedankenreich, durch mancherlei Bilder belebt und trefflich stilisiert. Ihr Hauptmerkmal jedoch ist der ethische Ernst und die zwingende Kraft der persönlichen Überzeugung, die diesen Predigten etwas so Anziehendes verleiht.

So wird uns dann mancherlei Gutes in diesem neuen Predigtmagazin geboten; doch dünkt uns der Preis — pro Heft 1,20 M. — etwas zu hoch.

Apolda. H. Freytag.

Belletristisches.

Wir sind die Sehnsucht. Liederlese moderner Sehnsucht. Ausgewählt von Karl Ernst Knodt. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 324 S. Preis 4 M.

Ein eigenartiges Unternehmen, unter dem Gesichtspunkt der Sehnsucht eine Anthologie unserer modernen Lyrik zusammenzustellen. Sehnsucht — wonach? so fragen wir unwillkürlich. Und der Herausgeber der Sammlung, der uns in ihr auch einige schöne Blüten eigener Lyrik bietet, hat uns in dem interessanten Vorwort eine Antwort darauf zu geben versucht: Sehnsucht nennt er „die Seele unserer Zeit und der modernen Literatur und Lyrik", insofern Dichter und Denker nach einer Heimat in „neuen, unentdeckten Ländern", „nach einem Überweltlichen, Unirdischen, Ewigen, nach Gott" ausschauen. Diese Stimmung, die bei den einen in pessimistische Weltverneinung, bei den andern in weltbejahende Hoffnung ausklingt, oder in einem bestimmten religiösen Glauben zur Ruhe kommt, nennt er „Sternensehnsucht". „Als ein neuer Aufblick nach den ewigen Sternen, als ein erhöhtes Händeausstrecken nach all dem unerreichbar Schönen, Wahren und Guten, als das heutige Heimweh nach Gott und ganz erlöster Ewigkeit" ist seine Liederlese gedacht. Der Ausdruck „erlöste Ewigkeit" ist etwas verschwommen, aber wir verstehen den Dichter: Er will in dieser Sammlung profaner Poesie in Wahrheit religiöse Lyrik zusammenstellen, eine Art „Anti-Bierbaum-Buch", da doch nach Goethe „die Menschen nur so lange produktiv sind in Poesie und Kunst als sie religiös sind". Seine Absicht ist, daß „dieses Werk ein neues Dokument werde" von der Gewalt jenes Geistes, der über Tag und Traum und Tod hinweg sich als Ehrfurcht und Heimweh dem Einen Ewigen nähert. Und diese seine Absicht ist ihm, wie mir scheint, gut gelungen. Je öfter man in dem Werke blättert — in einem Atemzug läßt sich ja die Fülle der nur auf einen Grundton gestimmten Melodien nicht genießen —, desto mehr überzeugt man sich, daß der Dichter mit dem Wort „Sternensehnsucht" den Geist seiner Zeit richtig erfaßt habe. Er läßt ja, von dem kürzlich verstorbenen L. Jakobowsky abgesehen, nur lebende und zur Zeit noch wenig bekannte Dichter zu Worte kommen. Aber, ob dieser Geist des Unbefriedigtseins nicht auch zugleich die Krankheit unserer Zeit, ihre Schwäche, ihre Hilf- und Ratlosigkeit kennzeichnet? Eines jedenfalls geht klar daraus hervor: Wir streben einem Neuen entgegen. Nur, meine ich, sollten wir unsern Gott nicht auf den unerreichbaren Sternen, sondern in der uns gegenwärtigen Wirklichkeit suchen. Die Sternensehnsucht verliert sich so leicht in einem blauen, nebelhaften Idealismus, dem es nicht an Worten, wohl aber an fruchtbringenden, taterzeugenden Gedanken fehlt.

Die Ausstattung von Heinrich Vogeler, Worpswede, hat mich persönlich, der ich durchaus nicht zu den Verächtern der modernen Kunst gehöre, angewidert. Ließen sich als Ausdruck der Sehnsuchtstimmung keine sinn- und geschmackvollere Zeichnungen erfinden als diese verfratzten Vogel- oder Drachengestalten und an Embryonen erinnernden Schnörkeleien? Soll in unserer ornamentalen Kunst fortan der Grundsatz gelten: je perverser desto besser, dann hat die Phantasie aller kranken Gehirne die besten Aussichten für die Zukunft. Fr. Steudel.

Auf dem Wege nach Erkenntnis. Roman von M. v. Eschen. M. v. Eschstruy. Berlin. Alfred Schall.

Im Mittelpunkte des Romans steht der Kandidat der Theologie, Ekbert Hoch, welcher in seinen besten Absichten verkannt wird und im Kampfe ums Dasein sich zu freieren religiösen Ansichten durchringt. Die Figur ist zu schattenhaft; der junge Mensch macht den Eindruck einer Traumgestalt, die infolge zu großer Sentimentalität in Wehleid erstickt. Besser gelungen ist der Charakter von Albrecht Roden, welcher schonungslos alles zu Boden tritt, was ihm auf seiner Jagd nach Ansehen und Glück hindernd in den Weg tritt. Von den Frauencharakteren ist die Freia, die schöne Gattin Rodens, am eingehendsten geschildert. Leider verliert dieser Charakter, der bis zu der Entdeckung der Bigamie Rodens scharf und sicher gezeichnet ist, gegen das Ende zu sehr an Klarheit. Der Roman ist voll von hohlen Phrasen, die den Leser ermüden, ohne ihn durch Gedanken zu entschädigen. Auch das intime Verweilen bei den Nachtseiten des großstädtischen Treibens trägt nicht gerade dazu bei, das Verlangen nach ästhetischem Genuß zu befriedigen. In stilistischer Beziehung läßt der Roman viel zu wünschen übrig; man könnte leicht ein paar Dutzend Stellen herausziehen, welche allen Anforderungen einer guten Schreibweise Hohn sprechen. Wundern sollte es mich nicht, wenn sich

unsere Witzblätter diese Fundgrube unfreiwilliger Scherze zu ihrem Zwecke nutzbar machten. H.

Mathieu Schwann. Liebe. Mit Buchschmuck von Fritz Schumacher. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig, 1901. Geb. 5 ℳ.

Der Verfasser lebt in Soden als Privatgelehrter. Er hat früher ein philosophisches Buch und einen Roman erscheinen lassen. Hier gibt er nun seine Weltanschauung, die auf dem einen Wörtlein aufgebaut ist, das den Titel bildet. Die Ausführungen erinnern bald an Tolstoi, bald an Nietzsche und entbehren daher auch der Einheitlichkeit: denn jener beiden Männer Anschauungen sind wie Wasser und Feuer zueinander. Bald scheint es, als wolle der Verfasser durch allen Moder und Firnis konventioneller Lügen wieder zum Urchristentum zurück, bald wieder scheint er mit dem unglücklichen Philosophen auf den Höhen wandeln zu wollen — einsam und unverstanden. Am besten gelingen ihm Schilderungen kleiner Erlebnisse, denen er einen intimen persönlichen Reiz zu verleihen weiß und die er gelegentlich auch mit gutem Erfolg in eine höhere Sphäre hinaufhebt, so daß eine ungetrübte Freude an schönem, edlen Menschentum den Leser fesselt und erbaut. Auch ein frisches, gesundes Naturgefühl belebt die Schilderungen. Eigenartig sind die fingierten Gespräche, z. B. mit Döllinger, dem Begründer des Altkatholizismus, über das Wesen und die Schäden der Kirche, mit Sokrates — in der Manier des Plato — über den Eros und seine Bedeutung für die griechische Kultur. Uns däucht, als hätte der Verfasser ruhig auf die Bergpredigt zurückgehen können, wo Christus in so schönen Worten von der „schaffenden" Gewalt der Liebe spricht: wer die Kirche umgehen will, weil sie so vieles verdarb, braucht darum ihren Begründer nicht zu umgehen. Den Buchschmuck hat der kunstsinnige Verleger diesmal von einem Professor der Architektur entwerfen lassen: ein in diesem Falle, wo keine Kapitelüberschriften waren und doch für das Auge Abschnitte geschaffen werden mußten, besonders glücklicher Gedanke. D. G.

Lothar von Kunowski: „Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig, 1901. Gebunden 4 ℳ.

Dieses Werk bildet den sechsten Band der Sammlung „Durch Kunst zum Leben", mit welcher der Verleger den ersten Aufbau einer Weltanschauung des bildenden Künstlers geben und einen Weg zeigen will, das Ideal zu erreichen: „ohne Kunst ist die Welt tot, durch sie wird das Leben sichtbar, durch sie Wissenschaft und Religion erst verständlich, im Bunde mit ihr verjüngen sie sich, verjüngt sich die Sprache, die Dichtung". Der Verfasser dieses Bandes scheint sich als ausübender Künstler versucht zu haben, doch ohne rechte Befriedigung, bis er sich in das organisatorische Genie Leonardo da Vincis vertiefte. Damit ging ihm eine neue Welt auf, die er nun zu durchdringen und zu verstehen suchte. Er meint, was die Welt in der Kunst weiterbringe, sei die Feststellung und Umbildung des durch geniale Naturen dargestellten „Typus" der Erscheinungen, dem sich dann das Individuelle eingliedern dürfe, ohne ihn jedoch zu sehr zu verwischen. Er vermißt bei vielen modernen Künstlern diese Pietät gegen das historisch Gewordene, das durch zahllose Generationen Vererbte und sucht zu beweisen, daß der wahre Fortschritt der Kunst nicht im Revolutionieren beruhe, sondern in einem treuen Studium des künstlerischen Geistes, wie er sich entwickelt habe seit jenen Urzeiten, aus denen uns jene kaum angetasteten Steinblöcke erhalten sind, die den Reichtum der Formen nur ahnen, die Energie jedoch, mit der das Wenige gegeben wurde, deutlich erkennen lassen. Die vererbten Typen bilden die Sammelbecken individueller Eigenschaften, und diese dürfen auch heute nie den Typus aufheben, sondern nur fortführen und erhöhen. Der Verfasser nennt Typus den ökonomischen und vereinfachten Inbegriff alles dessen, was über den betreffenden Gegenstand bis jetzt gefördert ist. Das ganze Buch tritt wie ein Erlebnis mit tiefem Eindruck auf: Klarheit und Wärme des Stils zeichnen es vor ähnlichen Schriften aus. Besonders edel und vornehm erscheinen uns die letzten Abschnitte, in denen über die Liebe des Künstlers und sein Verhältnis zu den Frauen gehandelt wird. Hier ist in der Tat in unzähligen Fällen der wunde Punkt des künstlerischen Schaffens, und ganz sicher würde es der inneren Vertiefung und der idealen Schöpferkraft der Künstler zu Gute kommen, wenn möglichst viele eine so hohe Auffassung von der Frau haben — könnten, wie der Verfasser. Dr. G.

Annette von Droste: Eine Auswahl aus ihren Gedichten. Mit einer Charakteristik der Dichterin. Herausgegeben von Wilhelm von Schobe. Gebunden 5 ℳ.

Die Auswahl ist nach künstlerischen Gesichtspunkten erfolgt und in chronologischer Reihenfolge angeordnet. Der erst sechsundzwanzigjährige Herausgeber, ein Berliner, wohnt in Seeheim bei Konstanz, also in der Nähe des Bodenseeschlosses Meersburg, in welchem die westfälische Dichterin den vierten Teil ihres Lebens, dreizehn Jahre, zugebracht hat als Gast bei ihrem Schwager, dem Germanisten von Laßberg. Die Widmung für die beiden Harts, das Lob für Otto Erich Hartleben, weil er durch seine Neuausgabe des Angelus Silesius den Mystizismus in die „Moderne" gebracht habe, sonstige Produktionen des Herausgebers legen die Vermutung nahe, daß er gerade der stärksten Seite der Dichterin, nämlich ihrer wahrhaft frommen Natur, nicht gerecht werden kann. Er geht auch in der Einleitung recht kurz über die Sonntagsgedichte hinweg. Trotzdem soll nicht geleugnet werden, daß das ganze Buch einem Bedürfnis unserer Zeit gerecht wird, und es ist anzunehmen, daß es sich bei der schönen Ausstattung und dem billigen Preise manche Freunde erwerben wird. Das Impressionistische in den Naturschilderungen der Dichterin hat der Herausgeber besonders fein herausgefühlt und mehrfach zur Anschauung gebracht. Wer mit freiem und empfänglichem Sinn für Naturschönheit begabt ist, wird ihm seine Gedanken nachempfinden können. Dr. G.

Helene Voigt: Unterstrom-Gedichte. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig, 1901. 4 ℳ, geb. 5,50 ℳ.

Überraschend ist an diesem Werkchen für jeden Bücherfreund zunächst die Ausstattung. Der Werkdruck mit seinen bläulich-matten Farbentönen, die duftig zarten, die Form des Gedichtes andeutenden und leise wiederholenden Umrandungen in braunem Ton (von Cissarz gezeichnet), endlich die der Stimmung des Gedichtes sich geschmackvoll — meistens, nicht immer, wie das verfehlte Bild auf Seite 13 beweist — anschmiegenden Bilder vereinigen sich, um die Sinne harmonisch anzuregen, ohne die mit dem Inhalt der Gedichte beschäftigte Phantasie zu stören. Die Verfasserin ist bereits durch eine Reihe holsteinischer Novellen vorteilhaft bekannt: ein starkes Talent bekundet sich auch in diesen vorliegenden Gedichten, die zum größten Teil eigentümliche Stimmungen poetisch zum Ausdruck bringen. Wir sind überzeugt, daß eine Reihe von ihnen unseren Komponisten dankbare Unterlagen darbieten würden — sie haben in ihrem weichen Ernst schon gelesen einen musikalischen Charakter. Dr. G.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt, über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Fall erfolgen.)

1. Andrew Murray, „Völlige Liebe", Christoph Steffen, Leipzig, 1903.
2. F. Herbst, Pastor in Barmen, „Die Rätsel der göttlichen Weltregierung", Vortrag III, Christoph Steffen, Leipzig, 1903.
3. Chr. Dieckmann, „Die Weissagung von Davidssohn", biblische Studie, do.
4. „Vedanta-Philosophie", Herausgegeben von E. A. Kernwardt, Jägersche Verlagsbuchhandlung, Leipzig und Frankfurt am Main.
   I. Warum verwirft ein Hindu das moderne Kirchentum, obgleich er Christus anerkennt?
   II. Wer ist der Erlöser der Seelen? Von Swami Abhedânanda.
5. „Wir Katholiken und der Weg des Heils", Verlag J. G. Findel, Leipzig.
6. Jean Grimm, „Das Wesen und der Weltplan Gottes", Arthur Schneider-Leipzig.
7. Franz Blankmeister, Pfarrer in Leipzig: „Festschriften für Gustav Adolf-Vereine, 5, 7, 9—14. Arwed Strauch-Leipzig.
8. Georg Sticker, Professor Dr. med., „Gesundheit und Erziehung", J. Ricker, Gießen.
9. D. Joh. G. Jung, genannt Stilling, „Theorie der Geisterkunde". Herausgegeben von K. F. Pfau, Karl Fr. Pfau-Leipzig.
10. E. A. Kernwardt, „Die materialistische Weltanschauung, ein überwundener Standpunkt". Jägersche Verlagsbuchhandlung, Leipzig und Frankfurt am Main.
11. Dr. G. Lhotzky, „Leben und Wahrheit", J. C. Hinrichs-Leipzig, 1903.
12. Theodor Kappstein, „Emil Frommel", G. Seemann Nachfolger Leipzig, 1903.
13. Paula Karsten, „Wer ist mein Nächster?" Gose und Tetzlaff, Berlin, 1903.
14. Joh. Hattendorf, Pfarrer in Fulda, „Geschichte des evangelischen Bekenntnisses in der Stadt Fulda", Henri Grand, Hamburg, 1903.
15. Gottfried Schwarz, „Zum Kampf um den § 166", Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt am Main, 1903.
16. Arthur Böhtlingk, „Die Jesuiten und das Deutsche Reich", Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt am Main, 1903.
17. Dr. S. Meyer, Contra Delitzsch I, J. Kauffmann, Frankfurt a. M., 1903.
18. G. Brandes, „Johann Friedrich, Schauspiel," L. Frobeen, Berlin, 1903.
19. Johannes Hoffmann, „Das Abendmahl im Urchristentum", Georg Reimer, Berlin, 1903.
20. Dr. Ad. Bolliger, „Die Willensfreiheit", Georg Reimer, Berlin, 1903.
21. Peter Rümly, „Die schweren Jahre Preußens", Piersons Verlag, Dresden und Leipzig, 1903.
22. E. Haeckel, „Die Welträtsel", Volksausgabe, Emil Strauß, Bonn, 1903.

Zeitschriften.

Protestantische Monatshefte. Neue Folge der Protestantischen Kirchenzeitung. Herausgegeben von D. J. Websky-Berlin, Schwetschke & Sohn. 7. Jahrgang, Heft 1—5. Preis für den Jahrgang 8 ℳ.

1. Das Lied des Moses (Deut. XXXII) von M. Löhr. Das Missionsgeheimnis der Diakonissen, von Chr. Rauch. — Literatur. 2. Paul Wilh. Schmiedel, Das Buch des Neuen Testaments mit den sieben Siegeln, Karl Lühr, Das Bild Jesu bei den Eschatologen. 3. Rudolf Steck, Das Christusproblem. Otto Roth, Die neuesten Deutungen vom leidenden Gottesknecht in Jesaja 53. Paul Mehlhorn, Aus Harnacks Geschichte der altchristlichen Mission. 4. Oskar Pfister, Die Unterlassungssünden der Theologie gegenüber der modernen Psychologie. Otto Roth, Die neuesten Deutungen vom leidenden Gottesknecht in Jesaja 53 (Schluß). W. Staerk, Bemerkungen zum Messianitäts-Problem. 5. Heinrich Holtzmann, Das Urchristentum und der Reformkatholizismus. Bruno Baentsch, Babel und Bibel. Besprechung des zweiten Vortrages von Friedrich Delitzsch.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.